DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 65

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr 1,50
Schwed. Kr. 3.50 incl. moms
Italien L 900; Spanien Pts 80
Printed in Germany

XANTILON

Urkontinent aus der Asche



Nr. 65

Xantilon – Urkontinent aus der Asche

(3. Teil des Kh'or Shan-Zyklus)

»Wach auf! Wach auf! Der Tod ist unterwegs!« sagte die Stimme in ihm. Klar und deutlich erfüllte sie sein Bewußtsein.

Das ist ein Traum – dachte der Mann.

Er war so müde. Und er fühlte sich sicher. Ich bin auf Marlos, der unsichtbaren Insel. Dort droht mir keine Gefahr… So dachte Björn Hellmark alias Macabros.

Er sah den blauen, wolkenlosen Himmel über sich und hörte das sanfte Plätschern der Wellen gegen den weißen Sand.

Ruhe und Frieden umgaben ihn. Und ruhig und friedlich führte er sich innerlich…

Aber nein!

Wie der Schatten eines Titans fiel es über den malerischen Strand, wo die Palmen leise im Wind rauschten.

Gefahr!

Doch das konnte nicht sein… Alles in ihm wehrte sich gegen einen solchen Verdacht. Marlos konnte niemals direkt bedroht werden. Diese Insel, verborgen im Unsichtbaren, zwischen Hawaii und den Galapagos war tabu für die bösen Mächte, die ihm den Tod geschworen hatten.

»Du träumst, Björn«, sagte die Stimme eindringlich in ihm.

Sie kam ihm so vertraut vor, dennoch wußte er im Moment nicht, mit wem er sie in Verbindung bringen sollte.

»Die Wirklichkeit sieht anders aus… die beiden schwarzen Todesboten Apokalyptas sind in deiner Nähe!« Die Stimme in ihm wurde zum Aufschrei, gleichsam schlug eine Alarmglocke an.

Im Schlafen bewegte er die Lippen, als wolle er der fremden Stimme antworten. Da fiel es ihm ein. Diese Stimme kam – von Al Nafuur, seinem Vertrauten im Geist Xantilons.

Wie lange hatte er sie nicht mehr gehört. Und nun, unerwartet, machte sie sich bemerkbar, um ihn zu warnen.

Da verwischten die Bilder, die er eben noch wahrgenommen hatte und einfach hinnahm.

Der gigantische Schatten, bizarr und bedrohlich, als ob er von einem Berg herrühre, der in Wirklichkeit ein sich tarnendes Ungeheuer war und zum Leben erwachte und sich erhob – war die ihn bedrohende Gefahr, die ihn in diesen Sekunden umgab.

Wie ein Blitz, der das Dunkel spaltete, so zerschnitt seine Erkenntnis die ihn beunruhigenden Bilder und Gefühle.

Er schlug die Augen auf.

Dämmerung! Urwelthafter Dschungel… Große Blätter eines fremdartigen Baumes über ihm.

An seiner Seite lag auf dem Boden die völlig erschöpfte Carminia Brado und Pepe, sein Adoptivsohn!

Blitzartig fiel ihm alles wieder ein.

Sie befanden sich auf Kh'or Shan, dem geheimnisvollen Feuerland, von dem nur ein winziges Teilstück in die Welt der dritten Dimension ragte. Kh'or Shan war endlich und doch endlos…

Unbekannte Welten lagen hinter einem milchigen, als Nebel getarnten Dimensionsvorhang, von denen er nichts wußte und über die er doch erstaunlicherweise eine Ahnung hatte…

In seinem ersten Leben als Kaphoon der Namenlose, der Sohn des Toten Gottes, war er schon mal auf dieser Welt gewesen. Hier hatte sich ein Teil eines bisher unbekannten Schicksals erfüllt, hier war er mit der Frau, die er liebte, vor zwanzigtausend Jahren schon mal zusammengetroffen…

Die Flucht vor den Feuerbestien und den Ursen, die in diesem Teil der unsichtbaren Welt eine große und bemerkenswerte Rolle spielten, hatten ihn hierher in diesen undurchdringlichen Dschungel verschlagen. Erschöpft waren sie in unmittelbarer Nähe dieses urwelthaften, riesigen Baums zusammengebrochen und auf der Stelle eingeschlafen.

Aber die Verfolger gaben nicht auf.

Wie ein Pfeil von der Sehne, so schnellte Hellmarks Körper empor.

Die warnende Stimme im Traum hatte die Wahrheit gesprochen.

Das Blattwerk vor ihm teilte sich. Eine große, schwarze Gestalt stand wie eine unüberwindliche Mauer vor ihm.

Es war – ein schwarzer Ritter. Seine matte, nachtdunkle Rüstung hüllte ihn vollkommen ein. Sie umschloß seine Zehen und Fingerspitzen. Das herabgeklappte Visier verbarg das Gesicht des Unbekannten.

Da gab es keine Sekunde mehr zum Überlegen.

Der Feind, der ihm als einer der sieben Todesboten der geheimnisumwitterten Apokalypta bekannt war, riß blitzschnell seine Waffenhand empor.

In der Rechten hielt er wie durch Zauberei ein langes, breites Schwert, das zischend die Luft teilte.

Dann sauste es auf Björn Hellmark herab!

*

Sie blieben dicht hinter ihm.

Conchita Funchal und Capitano Montez aus Marbella hätten sich nie träumen lassen, in eine Situation wie diese zu geraten.

Die Welt für sie stimmte in allen Ecken und Winkeln nicht mehr.

Die drei Menschen befanden sich im U-Boot einer dämonischen Rasse, die Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, mit dem Namen Ursen bezeichnet hatte.

Dank des entschlossenen Eingreifens des glatzköpfigen,

sympathischen Inders, hatten sie die bisher auf sie zukommenden Schwierigkeiten gemeistert.

Rani Mahay wollte alles daransetzen, die prekäre Situation, in der sie sich doch nach wie vor befanden, zu verbessern.

Sein Ziel war es, eine Möglichkeit zu finden, dieses Schiff und seine Besatzung zum Auftauchen zu zwingen, und sie alle dorthin zu bringen, woher sie gekommen waren.

Conchita Funchal, jung, hübsch und schwarzhaarig, wirkte sehr ernst, aber gefaßt. Capitano Montez, der bisher in Mahay den Widersacher und Mörder von Professor Bert Merthus vor sich zu haben glaubte, war in der Zwischenzeit eines Besseren belehrt worden. Dieser Mann war keineswegs sein Feind. Es waren andere. Mit deren Anwesenheit auf der Erde mußte man sich – zunächst jedenfalls – abfinden…

Die drei Menschen erreichten das Ende des langen, metallenen Korridors.

Rani Mahay verhielt im Schritt.

Er wollte seinen beiden Begleitern etwas zuflüstern, als er im Ansatz des Sprechens innehielt.

Schritte!

Da war jemand…

Rani begegnete den ängstlichen Blicken seiner beiden Begleiter. Sie schienen aus den Aufregungen überhaupt nicht herauszukommen.

Der Inder preßte sich mit dem Rücken fest an die glatte Metallwand und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Sie kamen in der Gestalt eines Ursen, dessen nackte, mit Schwimmhäuten versehene Füße auf den glatten Boden klatschten. Der Fremde aus einer anders dimensionierten Welt war so groß wie ein Mensch. Sein schuppiger Körper glänzte gräulich-grün. Der Fischkopf auf dem kurzen, gedrungenen Hals war geradeaus gerichtet. Starr und kalt glitzerten die hervortretenden Fischaugen.

Der Urse trug kein Kleidungsstück auf der Haut und tarnte sich auch nicht mehr als Mensch. Das hatten sie hier im Innern des Tauchbootes nicht nötig.

Für den Fremden aus der anderen Welt kam die Gefahr wie der Blitz aus heiterem Himmel.

Er rechnete nicht mit dem Angriff. Rani Mahay warf sich nach vorn. Die Tatsache, daß dieser Urse offensichtlich allein den Korridor passierte, veranlaßte den Inder das Ruder in die Hand zu nehmen.

Rani schlang seinen linken Arm um den schuppigen Hals und preßte seine Rechte gleichzeitig auf das sich öffnende Fischmaul.

Er erstickte den Aufschrei des Überfallenen im Keim.

»Mach' keinen Unsinn«, raunte der Inder dem Ursen zu. »Es wird dir nichts geschehen, wenn du vernünftig bist.

Ich zögere aber keinen Augenblick dich auf der Stelle zu töten, wenn du uns Schwierigkeiten machst.«

Die Linke, mit der er den Hals des Ursen umklammert hielt, rutschte in die Tiefe, in Gürtelhöhe des dämonischen Widersachers. Der trug einen etwa vier Zentimeter breiten, aus elfenbeinfarbenem Geflecht bestehenden Gürtel, in dem mehrere Messer eingehängt waren.

Eines davon riß Rani Mahay blitzschnell heraus und drückte die Spitze genau zwischen die Schulterblätter des anderen. Der Urse schien unter dieser Bewegung steif zu werden, als ob jegliches Leben aus seinem Körper weiche.

Er empfand Angst…

»Keinen Laut«, zischte der Inder. Er dirigierte den Feind in den Korridor, wo Conchita Funchal und Capitano Montez atemlos standen. »Beim geringsten Geräusch ist's aus…«

Rani Mahays Stimme klang entschlossen und eiskalt.

Er mußte konsequent sein. Ihr aller Leben stand auf dem Spiel. Die Ursen würden keine Gnade kennen, wenn sie ihnen erneut in die Hände fielen. Nach wie vor waren sie im eigentlichen Sinn Gefangene der Unheimlichen und hielten sich hier an Bord eines Schiffes auf, von dem sie nicht wußten, wohin es sie brachte. Daß sie eine relative Bewegungsfreiheit im Innern des Tauchbootes besaßen war ein geringer Vorteil, den es auszubauen galt.

Er löste auch die anderen vier dolchartigen Waffen aus dem geflochtenen Gürtel, reichte je eine an Montez und Conchita weiter und steckte die beiden anderen in seinen eigenen Gürtel.

Mit einem Blick hatte Rani Mahay sich vergewissert, daß der breite Gang jenseits des Korridors, aus dem sie gekommen waren, einer von vielen Knotenpunkten war, von dem aus man andere Etagen und Gänge des Tauchbootes erreichen konnte.

Nach dem nicht ganz planmäßig verlaufenen Spiel schien es an Bord einige Verwirrungen und Ratlosigkeit zu geben. Nur diesem Umstand – dies fühlte Rani instinktiv – war es offensichtlich zu verdanken, daß sie bisher mit heiler Haut davonkamen.

Die Begegnung mit diesem einzelnen Ursen konnte ein entscheidender Schritt für ihr Weiterkommen sein.

Mahay drückte den Fischmensch mit dem Rücken gegen die Wand. Er hielt ihm den Dolch an die Kehle.

Die hervorquellenden Augen des anderen flackerten unruhig.

»Was ist das für ein Schiff?« wollte Rani wissen.

Er faßte sein Gegenüber fest ins Auge. Er wollte sich in diesen Minuten ganz auf die Begegnung mit diesem Geschöpf konzentrieren. Deshalb gab er Conchita Funchal und Capitano Montez den Auftrag, den großen Gang außerhalb des Korridors mit den zahlreich sich

verzweigenden Wegen und Gängen im Auge zu behalten und ihm jede Bewegung und Veränderung zu melden.

Der Urse antwortete nicht auf Mahays Frage.

Da verstärkte Rani den Druck mit dem Messer. »Wir wollten uns unterhalten«, stieß er hervor. »Ich habe nicht viel Zeit. Rede!«

Der andere schluckte heftig. Sein Adamsapfel hüpfte unter dem Messer auf und ab.

»Es ist ein Tauchboot der Ursen«, entrann es wispernd seiner Kehle.

»Daß wir nicht auf einer Barke der Elfenkönigin segeln – das hab' ich auch schon bemerkt«, entgegnete Mahay heiser. »Ich will genauere Angaben… Was geht hier vor? Weshalb entführt ihr oder laßt ihr Menschen entführen, um sie schließlich mitten aufs Meer zu bringen?«

»Sie werden eingetauscht…«

»Gegen wen?«

»Gegen – Ursen. Wir müssen die Dämonengötter uns gewogen stimmen. Wir geben ihnen, was sie von uns verlangen – und wir erhalten, was wir erwarten…«

Der Urse berichtete stockend. Die Drohung, die Rani Mahay ausgesprochen hatte, schüchterte den anderen ein.

Der Inder ließ sich das seltsame »Tauschgeschäft« zwischen Ursen und Dämonengötzen näher erklären.

»Utosh-Melosh-Orsh und Nh'or Thruu haben entscheidenden Einfluß bei der Abwicklung der Vorgänge«, fuhr der Urse fort. »Ihr Einfluß ist maßgebend dafür, daß Angehörige meines Volkes in großer Anzahl in dieser Welt Eingang finden können, denn eine Vermehrung in dieser Dimension ist ausgeschlossen für uns. Hilfe und Unterstützung erhalten wir nur aus der Welt, die unsere Wiege war…«

»Und was ist das für eine Welt?«

Rani Mahay hatte zum erstenmal das Gefühl, das Tor zu dem Geheimnis der Ursen weit aufzustoßen. Bisher war es unmöglich gewesen eines dieser gefährlichen und darüber hinaus doch so scheuen Wesen in ein Gespräch zu verwickeln, das für das weitere Schicksal der Menschheit doch so unbedingt notwendig war.

»Es ist die Welt des ›Kleinen‹…«, erwiderte der andere.

»Die Welt des ›Kleinen«‹, wiederholte Rani murmelnd. Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Er begriff, was der Urse damit sagen wollte. »Ihr meint damit die Welt des – mikroskopischen Kleinen, nicht wahr?«

»Ja. Dort steht unsere Wiege. Wir können aus der Mikroweit nur eingeschleust werden, weil Utosh-Melosh-Orsh und Nh'or die Voraussetzungen dafür schaffen. Und dafür wollen sie Menschen…«

*

Mitten hineingeworfen in diese Ereignisse hatte er vor kurzem bereits zu ahnen begonnen, welche ungeheuerlichen Zusammenhänge zwischen der Welt des Kleinen und des Großen bestanden.

Aber dies war erst der Anfang einer Spur, die in vollkommen neue Gefilde führte.

Er sprach den Ursen auf die Tatsache an, daß das Volk der Fischmenschen offensichtlich eine ganz unterschiedliche Entwicklung durchgemacht hatte.

So gab es beispielsweise hier an Bord Untertanen des Ursenkönigs Sequus, die nur mit Messer, Pfeil und Bogen oder Lanzen bewaffnet waren – während andere in schnellen, sich fast lautlos bewegenden Flugschiffen durch die Lüfte eilten. Diese Schiffe verfügten über Antriebe, die den heute bekannten irdischen Raketen um ein Vielfaches überlegen waren.

Zwei vollkommen verschiedene Welten waren hier dennoch eine einzige. »Wie ist das zu verstehen?«

»Ganz einfach«, erhielt er zur Antwort. »Alle Ursen haben ein einziges Ziel: sie wollen sich mit Sequus vereinen, der auf Kh'or Shan auf sie wartet. Seine Stunde ist gekommen. Die bisher eingeschleusten Armeen und Stämme müssen verstärkt werden. Die Schrift sagt, daß in der Zeit des großen Kampfes alle Stämme, alle Ursen, eine einzige Gemeinschaft bilden werden. Und dies erfüllt sich von Stunde an. Beim Austauschen von Menschen gegen Angehörige meines Volkes prallen außergewöhnliche und ungeahnte Kräfte zusammen. Bei dieser Gelegenheit geraten die Zeitebenen und Dimensionen in Unordnung. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft werden in Bewegung gesetzt. Allen Ursen ist ein Trieb eigen: einmal unter die Augen Sequus zu treten, der es verstanden hat, die Wasser zu teilen und sich in die Lüfte zu erheben, frei wie ein Vogel. Rha-Ta-N'my, die große Urmutter, war ihm dabei Vorbild und Helferin zugleich. Wenn die Kräfte sich entfalten, wenn Utosh-Melosh-Orsh und Nh'or Thruu die Barriere niederreißen, strömen die Kräfte zusammen. Aus allen Ebenen und Zeiträumen treffen sich die Ursen. Sie sind Geschöpfe eines Vaters. Sie wollen diesen Vater sehen. Ob sie aus der Vergangenheit stammen – oder aus der Zukunft. Für sie gibt es keinen Unterschied. Nur du, mit deinen menschlichen Augen, nimmst diesen Unterschied auf deine Weise wahr. Alle, die hierherkommen, um einzugehen nach Kh'or Shan, von wo aus der große Sturm erfolgen wird, vereinen sich. Und jeder Kämpfer – ob er mit einem perfekten Flugboot über den aufgewühlten Ozean jagt oder einen der fliegenden Fische als Reittier benutzt und eine Lanze als Waffe, was hat das schon zu sagen? Jeder einzelne will nur ein einziges Ziel erreichen. Sequus' Herrschaft sichern und all die Bedingungen schaffen, die in der Welt

des ›Kleinen‹ herrschen…«

Ein weiteres Bild reihte sich in das Mosaik dieses rätselhaften Volkes und erweiterte Rand Mahays Vorstellungen von ihm.

Aber da war noch mehr…

Der Inder mußte an die fliegenden Kuppelstädte denken, die auftauchten, als einige entführte Menschen in einem Lichtsog in der Welt des ›Kleinen‹ wahrscheinlich für immer verschwanden.

Bei dieser Gelegenheit tauchten die Kuppeln auf, die von dem roten Lichtstrahl der Ursenflugschiffe sofort angegriffen und vernichtet wurden. Eine der fliegenden, zerstörten Kuppelstädte war gemeinsam mit ihnen – Montez, Conchita Funchal und Mahay – in ein Abfallbecken des Tauchschiffes der Ursen geraten. Ehe eine ätzende Säure den gesamten Unrat verflüssigte, hatte Rani Mahay die Gelegenheit benützt, einen Blick in die völlig in Schutt und Asche gelegte Stadt zu werfen.

Dabei stieß er auf ein seltsames, wie Glas durchsichtiges Skelett eines Geschöpfes, das sowohl über Arme und Beine als auch über Flügel verfügte.

Dieses Wesen war vermutlich nicht größer als dreißig oder vierzig Zentimeter gewesen.

»Was für eine Bedeutung haben sie? Wo kommen sie her?« Rani Mahay ließ sein Gegenüber nicht aus den Augen.

Der Dialog war bisher günstiger verlaufen, als er es selbst für möglich gehalten hätte. Manchmal war es eben doch notwendig, ein Risiko bis ins Letzte auszukosten, um zum Erfolg zu kommen. Im Prinzip hatten sie alle auch hier nichts zu verlieren. Sie konnten jetzt nur noch gewinnen. Da mußten sie hart bleiben und jedes Wagnis auf sich nehmen.

Schweigen…

Auf die fliegenden Kuppelstädte und die geheimnisvollen, zum Skelett gewordenen Fremden angesprochen, tat der Urse, als ob er nichts verstanden hätte.

»Das Messer ist immer noch scharf genug. Daran möchte ich dich erinnern…«

»Ich weiß nichts«, stieß der Urse plötzlich hervor. In seinem starren, bisher völlig regungslosen Gesicht begann es plötzlich nervös zu zucken.

»Wer sind die anderen, die ihr so empfindlich bekämpft?«

»Ich weiß nichts, von ihnen…«

»Aber auch dir werden die Kuppelstädte nicht entgangen sein?«

»Nein. Aber ich kenne den Namen jener nicht, die uns beim ›Austauschen‹ stören…«

Die Stimme des anderen zitterte. Mahay stellte seine Frage noch mehrere Male und verstärkte auch den Druck des Dolches an der

Kehle seines Feindes. Wußte der andere wirklich nichts – oder schwieg er beharrlich, weil er hier offensichtlich an einer ganz empfindlichen Stelle getroffen worden war?

Rani konnte das nicht klären. Er wurde jedoch das Gefühl nicht los, daß es sich offensichtlich um etwas Bedeutungsvolles handelte…

Er ließ das Thema schließlich fallen und wendete sich einem anderen Problem zu.

Er wollte Näheres wissen über Aufbau und Organisation des Tauchbootes, das die Form eines riesigen Haifischs hatte und weiter lautlos in unbekannte Tiefe absackte.

Er erfuhr, daß sie sich in diesem Bezirk des Schiffes an einem Ort aufhielten, der kaum oder nur wenig von Patrouillen kontrolliert wurde. Eine Etage tiefer oder höher war dies schon etwas anderes.

Die Kommandozentrale befand sich drei Etagen höher. Dort hielt sich Tequosh auf, der das Kommando über das Schiff hatte.

Rani Mahay ließ sich den Weg genau beschreiben, und noch mehr.

»Welche Waffen gibt es an Bord?«

Der Urse zählte sie auf, angefangen vom Dolch über Pfeil und Bogen, Lanze und einfache Handfeuerwaffe. Dann kamen moderne Strahlengeräte, mit denen man ganze Häuser- und Straßenzüge auf Knopfdruck in Schutt und Asche verwandeln konnte.

»Gibt es auch Bomben an Bord?« wollte Rani wissen.

»Ja.«

»Dann führst du uns jetzt erst dorthin«, reagierte der Inder sofort. »Je kürzer der Weg – desto besser für dich. Kein Umweg…«

Rani Mahay wollte mit einigen erbeuteten Bomben in die Kommandozentrale eindringen und dort das Auftauchen des Ursenschiffes erzwingen…

»Das Ganze wird niemals so funktionieren, wie du dir das vorstellst«, bemerkte der Fischmensch mit belegter Stimme. »In wenigen Minuten ist alles vorbereitet, um einen neuen Austausch vorzunehmen. Alle, die an dem Herbeischaffen von Menschen beteiligt waren, sehnen diesen Augenblick herbei. Es sind noch einige Opfer an Bord, die den Übergang nicht schafften, als es zu dem Zwischenfall kam… Auch ihr könnt nicht verhindern, was geschehen wird. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß ihr mich in eurer Gewalt habt. Man wird uns entdecken – über kurz oder lang. Dann wird es keine Gnade geben – weder für mich noch für euch…«

Rani Mahays Lippen wurden zu einem schmalen Strich in seinem angespannten, braunen Gesicht. »Dann sorg' du dafür, daß alles seine Richtigkeit hat. Wenn es um dein eigenes Leben geht, wird dir sicher auch etwas einfallen… und nun kannst du deine bequeme Lage aufgeben. Geh' uns immer voraus! Und führ' uns nur den Weg, den ich von dir verlangt habe, die Waffenkammer und dann die

Kommandozentrale. Wenn es zu einem Zwischenfall kommt, dann steht unser Leben auf dem Spiel. Bevor wir jedoch sterben, wirst du uns vorausgehen.«

Rani Mahay wußte, daß er mit dieser Drohung eine für sie größtmögliche Sicherheit schuf. Es gab da eine Vermutung, die besagte, daß die Ursen nichts mehr fürchteten als den Tod.

Das konnte nur bedeuten, daß sie um etwas wußten, was danach kam, das viel schrecklicher war, als der Tod selbst…

*

Es blieb ihm nur eine Zehntelsekunde zu reagieren.

Björn Hellmarks Muskeln spannten sich. Ruckartig warf der junge Deutsche sich auf die Seite.

Keine Sekunde zu früh.

Das gewaltige Schwert krachte nieder auf die Stelle, wo er noch eben gelegen hatte. Die massive, breite und rasiermesserscharfe Klinge drückte sich tief in den weichen Boden. Frisches Blattwerk und dünne, am Boden liegende Zweige wurden augenblicklich gespalten.

Es ging um Leben und Tod.

Björn Hellmark riß, noch während er auf die Seite rollte, sein Schwert empor.

Gerade zur rechten Zeit. Der schwarze Ritter reagierte blitzschnell, riß sein Schwert aus dem weichen Boden und warf sich Hellmark entgegen.

Da knallte das Schwert des Toten Gottes gegen die Klinge des Gegners. Es gab einen singenden, hellen Laut. Funken sprühten.

Björn gelang es, das gewaltige Schwert herumzudrücken und sich gleichzeitig aus der Hocke emporzuschrauben.

Krachend schlugen die Schwerter zusammen.

Ein unbarmherziger Kampf bahnte sich an.

Der Fremde in der schwarzen Rüstung umklammerte den Griff seiner Waffe mit beiden Händen. Hart und kraftvoll erfolgten seine Schläge. Er war ein Kämpfer, der mit dieser Waffe umzugehen verstand.

Björn, mit seinem Schwert ebenfalls vertraut, war in den ersten Minuten nach dem Wachwerden noch wie benommen.

Nur langsam fand er zu seiner gewohnten Form zurück. Die Strapazen, die hinter ihm lagen, hatten ihre Spuren hinterlassen…

Zischend teilten die schweren Klingen die Luft. Blattwerk und Äste, die zu tief herabhingen, wurden kurzerhand gekappt.

Kampflärm erfüllte die Luft. Der bewirkte, daß Carminia Brado und Pepe erwachten.

Im Augenblick war es Hellmarks Ziel, diesen schwarzen Ritter so

weit wie möglich von seinen beiden Begleitern wegzulocken, um nicht auch diese noch in tödliche Gefahr zu bringen.

Doch so einfach war das nicht.

Wie durch Zauberei tauchte auf der anderen Seite des Buschwerks eine zweite schwarze Gestalt auf.

Ein neuer Todesbote der geheimnisumwitterten Apokalypta!

»Hierher!« brüllte Hellmark. Er mußte seine Taktik ändern.

Nun gerieten auch noch Carminia und Pepe in Gefahr, von dem zweiten auftauchenden schwarzen Ritter attackiert zu werden.

Björn sprang nach vorn. Es gelang ihm die schwere Hieb- und Stichwaffe seines Gegners zurückzuschlagen und ihm selbst zwei, drei empfindliche Hiebe zu versetzen. Hohle, dumpfe Geräusche entstanden.

Durch Gesten und Zurufe schaffte der Deutsche es, daß Carminia und Pepe hinter ihm zu stehen kamen und er sie in seinen Verteidigungskreis miteinbeziehen konnte.

Mit einem vierten, entscheidenden Hieb gelang es endlich, den zuerst aufgetauchten Gegner zu Boden zu schicken. Mit voller Wucht traf das Schwert des Toten Gottes in die Rüstung. Er konnte sie nicht durchschlagen. Aber die Gewalt seines Ansturms war stark genug, um dem anderen die Füße unter dem Leib wegzureißen.

Doch da war schon: der zweite…

Es gab keine Zeit zum Verschnaufen.

Wie ein Schatten teilte der Schwarze das Blattwerk der Büsche. Er sprang von der Seite her auf den blonden Kämpfer zu. Der parierte den Angriff gerade noch rechtzeitig und konnte auch dessen Schwert zurückschlagen.

Schweiß perlte auf Hellmarks Stirn. Der Kampf kostete viel Kraft. Es war erstaunlich, mit welcher Beweglichkeit und Stärke die beiden schwarzen Unbekannten diese Auseinandersetzung führten. Björn Hellmark hatte im wahrsten Sinn des Wortes alle Hände voll zu tun.

Der andere, der kurz zu Boden gefallen war, sprang wieder auf. Nun hatte er es mit zwei Gegnern zur gleichen Zeit zu tun.

Hellmark wirbelte herum, um die Schläge zu parieren und zu verhindern, daß die rasiermesserscharfen Klingen ihn trafen.

Nicht immer war dies so zu schaffen, wie er es sich wünschte.

Er wurde zurückgedrängt.

Hellmarks Gesicht verzerrte sich vor Schmerz.

Das Schwert des zweiten Ritters streifte seine Schulter. Sein Hemd riß auf. Die rasiermesserscharfe Klinge ritzte seine Haut. Als Rinnsal lief das Blut herunter.

Hellmark kämpfte unerbittlich und verbissen weiter. Seine beiden Gegner schienen, im Gegensatz zu ihm, ständig stärker zu werden. Er konnte sie sich vom Hals halten, aber es war nur noch eine Frage der

Zeit, bis seine Kräfte aufgebraucht waren und er ihnen nachgeben mußte.

Warum erlahmten sie nicht?

Jeder Körper aus Fleisch und Blut zeigte nach einer starken Belastung mehr oder weniger große Müdigkeit. Das war natürlich. Unnatürlich war es, wenn trotz stärkster Belastung ein Körper immer mehr Ausdauer und Kraft entwickelte.

Nur dämonischen Wesen, die nicht wirklich lebten, die auf der Ebene, mit Untoten standen, waren solche Möglichkeiten eigen.

Er wurde in die Enge getrieben und kämpfte verzweifelt. Mit dem Rücken stand er gegen den mächtigen Baum und parierte die Hiebe.

Seine Waffenhand arbeitete wie ein Dreschflegel. Die Kräfte schwanden. Er merkte, wie er langsamer wurde…

Da gelang es ihm, noch mal alle Kraft zusammenzunehmen und in einen Hieb zu legen. Mit voller Wucht schlug er zu. Er traf das Schwert des einen Gegners voll. Die Spitze des Schwertes des Toten Gottes verhakte sich im Griff seines Widersachers. Ruckartig riß Hellmark seinen Waffenarm hoch. Der andere konnte den Griff nicht mehr länger umspannen. Die Waffe wurde ihm mit voller Wucht aus der Hand gerissen. In hohem Bogen flog die Waffe durch das Blätterdach und verschwand im Buschwerk.

Mit einem Tritt beförderte Björn den entwaffneten Gegner nach hinten.

Der Fremde in der schwarzen Rüstung schlug dumpf zu Boden.

Da war schon der andere Gegner heran.

Hellmark konnte sich gerade noch bücken. Die Spitze des Schwertes bohrte sich mehrere Zentimeter tief in das harte Holz des Baumstammes. Bei der Wucht des kraftvoll ausgeführten Hiebs wäre Hellmarks Kopf gespalten worden.

Björn wirbelte herum. Er wollte sich auf den schwarzen Ritter stürzen und dem das Visier vom Kopf reißen, um zu sehen, wer sich darunter verbarg.

Die Dinge überstürzten sich.

Ebenso kraftvoll, wie der Gegner seine Waffe in den Stamm gebohrt hatte, riß er sie wieder heraus. Ein großer Splitter löste sich und fiel direkt vor Hellmarks Füße.

Auch der andere Gegner war in der gleichen Sekunde wieder voll aktiv.

Magische Kräfte wurden aktiviert. Dämonischer Geist wurde wirksam.

Der Gegner, den er zu Boden geworfen hatte, stand wieder auf den Beinen. Wie durch Zauberei, an unsichtbaren Fäden herbeigezogen, löste sich das große, schwarze Schwert aus dem Buschwerk, kehrte in hohem Bogen den Weg zurück und landete in der Hand seines

Besitzers.

Und wieder hatte Hellmark es mit zwei Gegnern zu tun…

Er war in Schweiß gebadet. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis er diesen Kampf aufgeben mußte. Mit dem Schwert des Toten Gottes selbst, das weißmagische Kräfte besaß, konnte er zunächst noch das Schlimmste verhüten.

»Flieht!« stieß er hervor. Damit meinte er Carminia und Pepe. Die befanden sich außerhalb des Gefahrenbereiches. Die beiden Schwarzen hatten sich ganz auf ihn konzentriert. Sie wußten: wenn er fiel – dann hatten auch seine beiden Begleiter keine Chance mehr.

Da traf ihn der erste Hieb. Das Schwert des einen Gegners erwischte ihn nicht mit der Scheide, sondern mit der Breitseite. Hellmark hatte noch mal Glück. Er stürzte. Auf dem Boden liegend wehrte er die Angriffe seiner Widersacher ab.

Das alles verlängerte nur, was er schließlich doch nicht verhindern konnte…

»Flieht!« rief Björn abermals. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, daß Carminia und Pepe nur wenige Schritte weiter zurückgewichen waren und sich hinter dem Buschwerk verbargen. »Wartet nicht länger! Ich kann die beiden Burschen nur noch kurze Zeit aufhalten…«

Während er dies sagte, versuchte er gleichzeitig seinen Doppelkörper Macabros zu aktivieren. Damit konnte er eine Waffe einsetzen, die ihm half, diese prekäre Situation zu meistern. Doch wiederum gelang es ihm nicht. Je tiefer er in das Hinterland der geheimnisvollen Insel Kh’or Shan eindrang, desto mehr schien er Fähigkeiten zu verlieren, über die er zuvor noch verfügt hatte.

Da waren sie über ihm.

Hellmark konnte den Hieb des einen zurückschlagen. Doch der andere nutzte seinen Sturz und seine Hilflosigkeit, ihn auszuschalten.

Das Schwert sauste herab.

Es war Björn Hellmark in dieser Sekunde unmöglich, sich auch nur wenige Zentimeter nach rechts zu rollen.

Sein Bewegungsspielraum war aufs äußerste eingeschränkt.

Todesgefahr!

Da griff Pepe ein. Bewußt oder unbewußt – das ließ sich später nicht mehr sagen, und es blieb auch egal.

Die parapsychischen Fähigkeiten des Jungen wirkten sich aus.

Es schien, als würden zwei riesige, unsichtbare Hände in das herabsausende Schwert greifen, es in der nach unten führenden Bewegung herumdrücken und mit außergewöhnlicher Kraft verbiegen.

Die Spitze der Waffe wurde nach oben gedrückt, die ganze Klinge mehrfach in sich selbst verbogen, so daß sie aussah, als ob sie zwischen zwei blitzschnell sich drehende Metallräder geraten wäre.

Im Augenblick größter Furcht und Ratlosigkeit arbeitete Pepes Unterbewußtsein mit einer Stärke, die er später nicht mehr rekonstruieren konnte.

Auch das Schwert des zweiten schwarzen Ritters wurde durch die unsichtbaren Kräfte angegriffen. Es sah seltsam verdreht und verwickelt aus, als hätte jemand einen Knoten gemacht…

Björn Hellmark erkannte Sie Chance, die er nicht für möglich gehalten hätte.

Und er zögerte keine Sekunde, die Situation, die für ihn schon so ungünstig aussah, doch noch mal zu ändern.

Er riß die Beine an und stieß sie blitzschnell nach vorn.

Mit dem rechten traf er den einen Gegner, mit dem linken den anderen. Beide taumelten nach hinten. Die Tatsache, daß die schwarzen, langen Schwerter verbogen und unbrauchbar waren, irritierte sie. Hellmark nutzte die Verwirrung.

Er kam auf die Beine und warf sich nach vorn, auf den rechten seiner beiden Gegner, der ihm am nächsten lag.

Der andere lief davon. Er tauchte im Dschungel unter, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Björn Hellmark wollte wissen, mit wem er es zu tun hatte.

Er kniete auf der schwarzen Gestalt, die ganz in geschmiedetes Eisen und elastisch schwarzes Leder gehüllt war.

Mit ruckartiger Bewegung riß Björn Hellmark das Visier des unter ihm Liegenden hoch.

Er erwartete ein Gesicht zu sehen. Egal wie immer es auch aussah…

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Faustschlag mitten ins Gesicht.

Er starrte ins Leere! Im Innern der sich wie wild gebärdenden Rüstung – befand sich niemand!

*

Die Erkenntnis und das Ereignis fielen zusammen.

Dem schwarzen Todesboten der Apokalypta gelang es schnell, beide Arme herumzuziehen und sie gegen Hellmarks Brust zu schlagen. Die lebende, anonyme Rüstung, mit dem bösen Geist einer bösen Macht erfüllt, schleuderte Björn wie ein lästiges Anhängsel zur Seite. Dann sprang das schwarze Etwas auf, klappte sein Visier herab und begann zu rennen. Bei der kurzen, erbitterten Auseinandersetzung hatte es das verbogene Schwert verloren.

Es lag auf dem aufgewühlten Boden.

Schwer atmend blickte Björn dem Davoneilenden nach, während Carminia und Pepe auf ihn zuliefen.

Der schwarzgelockte Junge bückte sich, um das durch

parapsychische Kraft verbogene Breitschwert aufzuheben.

Dazu kam es nicht mehr. Als ob sich an jener Stelle auf dem Boden plötzlich die Anziehungskraft der Erde aufhebe, schwebte das schwarze Schwert in die Höhe. Einen Bogen beschreibend, bewegte es sich durch die Luft und verschwand hinter den dichten Baum- und Buschreihen, wo sich die beiden geflohenen Ritter aufhalten mußten.

Hellmark gönnte sich keine Ruhe. Er lief den Weg, den seine Gegner gerannt waren.

Er durchsuchte die kritischen Stellen sehr aufmerksam, ohne etwas zu finden.

Außer dem Zirpen geheimnisvoller Tiere, die niemand sah, und den raunenden, wispernden Geräuschen des Dschungels, die Tag und Nacht anhielten und nie verstummten, war weit und breit kein weiteres Geräusch.

Die beiden schwarzen Todesboten blieben wie vom Erdboden verschluckt.

Einige Minuten noch streifte Björn Hellmark in der Gegend umher, auf der Suche nach seinen Widersachern. Die ließen sich nicht mehr sehen.

Dann kehrte der blonde Kämpfer mit dem Schwert des Toten Gottes zu den Wartenden zurück.

Er lächelte Carminia zu und fuhr durch Pepes Wuschelkopf.

Björn blickte sich in der Runde um. »Hier können wir auf keinen Fall bleiben. Wir müssen weiter. Dieses Versteck hier hat man entdeckt. Nun bleibt nur zu hoffen, daß wir ein anderes, besseres finden, wo wir uns ausruhen können…«

Sie drangen tiefer in den Dschungel ein. Klebrige Lianen hingen, leise hin und herpendelnd, über ihnen. Das Blätterdach war streckenweise so dicht, daß sie den dahinter liegenden Himmel nicht wahrnehmen konnten.

Die Welt hier war eigenartig schummrig, der Pflanzenwuchs so dicht, daß Hellmark mit dem Schwert eine Bresche für sie schlagen mußte.

Björn wählte absichtlich die dunkelsten und unzugänglichsten Stellen. Sie liefen schätzungsweise eine knappe Stunde, ehe sie die erste Pause einlegten.

Sie hockten sich auf den weichen Moosboden nieder. Hellmark blickte sich in der Runde um. »Ich hoffe, daß sie nicht wiederkommen werden…«

»Ich fürchte, sie werden es«, entgegnete Carminia Brado. »Bisher sind es nur zwei. Aber die Zeit ist nicht mehr fern – da werden es mehr sein. Insgesamt sieben…«

Man sah ihr förmlich an, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. Carminia bemühte sich verzweifelt, in ihrer Erinnerung zu kramen. Sie

wußte, daß es in der Vergangenheit eine Situation gegeben hatte, in der sie von den sieben schwarzen Todesnöten der geheimnisumwitterten Apokalypta erfuhr… Sie hatte sich daran erinnert, einst als Loana, die Tochter des Hestus’, gelebt zu haben. Warum sollte ihre Erinnerung sich nicht so weit regenerieren, daß sie auch wußte, was es mit den sieben schwarzen Rittern auf sich hatte?

Björn nickte. »Das Zerbrechen der Siegel und das Auftauchen der schwarzen Ritter gehören zusammen«, sagte er nachdenklich. »Du weißt jedoch offensichtlich mehr über diese Dinge, als ich… Bitte, Schoko, versuch’ dich zu erinnern…«

»Ich versuch’ die ganze Zeit über schon verzweifelt die Zusammenhänge zu durchschauen, Björn. Du hast die schwarzen Todesboten vertrieben – doch sie werden erstarkt zurückkehren. Ein Vorgang ist eingeleitet, der innerhalb eines bestimmten Zeitrhythmus abgeschlossen sein wird. Zwei Siegel sind erbrochen, noch fünf halten das Geheimnis verborgen…«

»Alle sieben Siegel befinden sich in jenem Thron, auf dem du, ohne es zu begreifen, eine Zeitlang als Loana und Herrscherin über die Feuermenschen gesessen hast. Es gibt nur einen einzigen Weg zu verhindern, daß die Schwarzen mit Verstärkung zurückkehren…«

Carminia Brado sah ihn ernst an und nickte kaum merklich. Sie wußte, was Hellmark damit sagen wollte. »Thron und Siegel müssen vernichtet werden, ehe die Zeit reif ist, daß man sie erbrechen kann… aber niemand weiß, wann der Zeitpunkt der Reife gekommen ist…«

»Da ist es um so wichtiger, so schnell wie möglich zu handeln und nicht erst abzuwarten, was sich daraus entwickeln kann…«

Sie fuhr sich durch die Haare, hielt den Blick auf den Boden gesenkt, und ihr Gesicht wirkte ernst und angespannt. »Einst war ich Loana, die Tochter des Hestus’. Kh’or Shan war ein Teil des Landes, das meinem Vater gehörte.

Die Insel ist besser als ihr Ruf. Doch das hat sich eines Tages geändert, als Hestus alle Macht verlor. Er setzte seine ganze Hoffnung auf einen jungen, starken Kämpfer, der aus einem anderen, fremden Land zu uns stoßen sollte. Sein Name – Kaphoon, der Sohn des Toten Gottes. Etwa die Zeit, als die sieben schwarzen Todesboten der Apokalypta ihren triumphalen Siegeszug begonnen hatten. Es war Kaphoon, der sie fand, stellte und sie in Fesseln legte… Damals entstanden die Siegel, Björn…«

In der tiefsten Tiefe seines Bewußtseins regte sich etwas. Die sieben rätselhaften Siegel von Kh’or Shan waren ihm gar nicht so unbekannt… und doch konnte er nichts Rechtes mit ihnen beginnen.

»Weiter, Carminia«, sagte er mit belegter Stimme. »Sag’ mir alles, was du weißt… es kann sehr wichtig, sehr bedeutungsvoll für uns alle sein…«

Sie seufzte. »Es ist leider so wenig, Björn. Es ist alles so verworren. Ich kriege kein klares Bild zustande. Manchmal ist es mir, als müßten die Dinge, die ich erkannt habe und die in mir schlummern, nur so aus mir heraussprudeln. Doch dann fehlen mir die Worte, sie auszudrücken… Die schwarzen Todesboten künden eine neue Zeit an. Die Zeit des Untergangs, die Zeit der Wiederkunft des Molochos'. Auch Apokalypta wird wiederkommen…«

»Wer ist Apokalypta? Was verstehst du darunter, Schoko?«

»Ich weiß es nicht genau. Doch ihr Name allein läßt nichts Gutes erhoffen. Er spricht für sich. Mit ihr werden Plagen und Seuchen, Kriege und viele andere namenlose Dinge kommen, die eine Zeit des Grauens bestimmen… wenn ich mich nur endlich entsinnen könnte… nur endlich entsinnen…«

Es gelang ihr nicht, bis in die äußersten Winkeln ihres Bewußtseins einzudringen.

»Mag es sein, wie es ist – es muß verhindert werden, daß sie sich alle sieben vereinen. Dies ist zunächst wichtig für uns. Da hilft nur eins: zurückzukehren in den Tempelpalast des Sequus', den rätselhaften Thronsessel zerstören oder an einem unbekannten Ort unwiederbringlich für alle Zeiten – zu verstecken.«

Er ging ein hohes Risiko ein. Dennoch rechnete er sich eine Chance aus. Keiner der Gegner – ob es sich nun um die Feuerbestien handelte, um die Ursen des Sequus' oder um die schwarzen Todesboten der Apokalypta – würde damit rechnen, daß er sich zu diesem Wagnis entschloß. Er war bereit, in die Höhle des Löwen zurückzukehren.

Mit Carminia und Pepe sprach er alle Einzelheiten genau durch. Gemeinsam drangen sie dann noch einige hundert Meter tiefer in das Dickicht vor, und Hellmark bemühte sich, einen Weg einzuschlagen, wo er so wenig wie möglich Spuren hinterließ, die auf seine beiden Begleiter schließlich hinweisen.

Zwischen zwei dicht stehenden Bäumen befand sich eine Mulde, die sich geradezu ideal für ein Versteck eignete.

Dieses Versteck tarnte Hellmark noch mit Zweigen und Blättern und umbaute den Schutzraum so geschickt, daß es ihm selbst schwer fiel, ihn wiederzufinden, als er von einem Rundgang zurückkehrte.

Hier waren Carminia und Pepe verhältnismäßig sicher. Sie sollten bis zu diesem Zeitpunkt auf ihn warten.

Nicht weit von dem Versteck entfernt befand sich eine kleine, runde Lichtung, die seltsamerweise nicht von irgendwelchen wild wuchernden Pflanzen überdeckt war. Das Gras war niedrig, fast moosartig, der Boden weich und warm.

Die hübsche Brasilianerin stand einen Augenblick lang unschlüssig in der Mitte der Lichtung und ließ den Blick in die Runde schweifen. Es schien, als ob sie etwas suche… ihre Augen verengten sich. Sie

wollte auch zu Björn etwas sagen. Doch dann unterließ sie es. Sicher täuschte sie sich… nicht alles war schließlich bedeutungsvoll.

Sie suchte mit Pepe das Versteck auf. Wenn sie sich still verhielten, war es so gut wie ausgeschlossen, daß man sie hier fand.

Björn Hellmark versprach, so schnell wie möglich zurück zu sein.

Er vermißte es sehr, seinen Doppelkörper Macabros nicht benutzen zu können. Wie einfach wäre gerade in diesen gefährlichen Situationen die Aktivität mit Macabros gewesen.

Alles, was er ihnen überlassen konnte, ließ er zurück. Den Trank der Siaris, die Dämonenmaske und Velenas Armreif. Nicht alle Dinge waren gleich wirksam. Ein gewisser Verlaß war jedoch auf den Trank der Siaris und Velenas Armreif. Beide Dinge stammten aus anders dimensionierten Welten… vielleicht war das der Grund, weshalb sie hier auf Kh'or Shan doch eine gewisse Wirksamkeit entfalteten.

Er selbst war mit dem Schwert des Toten Gottes bewaffnet. Er war der einzige, der es führen konnte. Weder Carminia noch Pepe hätten etwas damit anfangen können. Wenn die Waffe auch nicht ihre ursprüngliche Fähigkeit gezeigt hatte, so konnte er sich doch zumindest jederzeit mit ihr handfest zur Wehr setzen.

Dann brach er auf.

Björn Hellmarks Ziel war der Tempelpalast, in dem der geflügelte Sequus, der Herr der Ursen, aus seinem steinernen Dasein erwacht war. Vor ihm und seinen Untertanen waren sie geflohen.

Nun kehrte er, Björn Hellmark, nach dort zurück. Er trug die Hoffnung im Herzen, die Erstarkung der sieben schwarzen Todesboten zu verhindern, um damit weiteres Unheil im Keim zu ersticken. Hoffnung auch darauf, einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden.

Er war an Gefahren und Abenteuer gewöhnt. Und er war auf Schwierigkeiten gefaßt.

Doch was sich da im Geheimen wirklich entwickelte, welche Flut von Grauen auf ihn wartete – davon hatte er keine Ahnung…

*

Die Ausdehnung des U-Bootes der Ursen war gewaltig. Die Größe und Weite jedoch erwies sich als für sie äußerst günstig. Auf engerem Raum wäre der Plan, den Rani Mahay durchzuführen gedachte, überhaupt nicht ausführbar gewesen.

Auf Tuchfühlung ging er hinter dem Ursen her, halb von diesem verdeckt.

Mahay spürte förmlich die Todesangst, die der Fischmensch empfand.

Die Ursen waren Feinde des menschlichen Lebens. Wußte man auch noch nichts Genaues über Herkunft und Lebensart dieser

fremden Rasse, so waren jedoch bei allen Ereignissen, bei denen Ursen mitmischten, Menschen in verschiedener Form zu Schaden gekommen.

Es gab viele Gänge, Abzweigungen, Korridore und Etagen. Manchmal kam es Mahay so vor, als ob dieses Schiff den Umfang eines Hochhauses hätte.

Auf ihrem Weg zur Waffenkammer begegnete ihnen nicht ein einziger anderer Urse. Die Fischmenschen schienen sich in diesem Teil des Ozeans absolut sicher zu fühlen. Natürliche Feinde hatten sie nicht, in ihren eigenen Reihen gab es keine. Obwohl auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen stehend, gehörten sie alle zusammen und hatten Verständnis füreinander. Dies war eine positive Eigenschaft.

Es gab keine Wachen, keine Sicherheitsvorkehrungen. Die Waffenkammer war nicht mal abgesperrt.

Jeder hätte hier eindringen können. Und wenn es jemand tat – dann nur, um mit den hier vorhandenen tödlichen Instrumenten Menschen zu vernichten.

Oder jene Fremden – ging es Mahay unwillkürlich durch den Kopf. Die zwergenhaft kleinen, unbekannten Wesen aus den Kuppelstädten, von denen er eines als Skelett entdeckt hatte, beschäftigten ihn noch immer. Wenn man das ernst nehmen konnte, was der Urse ihm sagte, dann kam es beim Austausch zwischen Menschen und Ursen zu einem Sog, der die namenlosen Unbekannten in direkte Gefahr brachte. Wer sie waren und woher sie kamen – schienen nicht mal die Ursen zu wissen. Und trotzdem fürchteten sie sie und machten ihnen sofort den Garaus, ohne sich um deren Schicksal näher zu kümmern…

Dies war typisch für den dämonischen Egoismus einer Rasse, die nur die eigene Art, das eigene Wohl gelten ließ.

Es war eine Waffenkammer, wie Rani Mahay sie noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Es gab darin Dolche und Speere – Handfeuerwaffen und handgranatenähnliche Gebilde, von denen man bequem fünf Stück in einer Hand halten konnte. Jede einzelne Granate war mit einem Ring versehen, der sich über einen Finger stülpen ließ. Die Granaten selbst waren so groß wie Taubeneier.

Die Menschen, die mit dem Ursen hierherkamen, fühlten sich nicht wohl in ihrer Haut. Auch Rani Mahay machte darin keine Ausnahme.

Er haßte Waffen über alles. Im Grund seines Herzens war er ein Mensch, der den Frieden, die Harmonie und das Leben liebte. Durch das Verhalten der Ursen waren sie jedoch in eine Situation gedrängt worden, die von ihnen verlangte, sich bis aufs Blut zu verteidigen. Mit bloßen Händen waren sie hilflos wie Neugeborene. Bewaffnet jedoch wurden sie zu einer Gefahr, die auch die Ursen – egal in welcher Position auch immer – nicht unterschätzen konnten und durften.

Es blieb ihnen – den drei Menschen – nichts anderes übrig, als die

Angst zu verbreiten, um selbst eine Überlebenschance zu erhalten.

Es gelang dem Inder, den Fischmensch so einzuschüchtern, daß der auf alle seine Fragen einging. Rani erfuhr, daß die taubeneigroßen Bomben überall wirkungsvoll eingesetzt werden konnten. Dabei genügte es, wenn dieses Wurfgeschoß mitsamt dem Ring in das Ziel geschleudert wurde. Im Augenblick des Aufpralls erfolgte die Explosion. Die war jedoch so berechnet, daß sie dem Werfenden selbst nichts anhaben konnte.

Die einzige Voraussetzung war, daß diejenigen, die diese handlichen Bomben anwandten, gut zielen und auch treffen konnten. Das traute Rani Mahay sich zu. Jeder von ihnen nahm noch eine Handfeuerwaffe an sich, ohne auf die zuvor erbeuteten Dolche des Ursen zu verzichten.

Der Weg zum Kommandoraum war nicht mehr weit. Es ging über eine steile Treppe ein Stockwerk tiefer.

Einmal mußten der Urse und seine drei Begleiter hinter einem Wandvorsprung stehen bleiben, um nicht den Weg von vier anderen Ursen zu kreuzen, die eine Etage tiefer durch einen Korridor gingen.

Es kam zu keinem Zusammenstoß und damit auch zu keiner zwingenden Handlung.

Ungeschoren erreichte die Gruppe die Etage mit dem Kommandoraum.

Die lag vorn im Bug des U-Bootes, eingebettet in den als Haifischkopf dargestellten Teil des riesigen, unter Wasser schwimmenden Metallkörpers.

Von allen Seiten führten die Korridore und Gänge in diesen Raum. Hier herrschte ein ständiges Kommen und Gehen.

Mehrere Ursen waren dort versammelt. Sie hockten auf schmalen, in die Länge gezogenen Sesseln und unterhielten sich. Die meisten der Anwesenden waren silbergrau bis grünlich, und ihre Schuppen schimmerten feucht, als ob sie eben erst von irgendwoher aus dem Wasser gestiegen wären.

Von weitem schon konnte man in den gewaltigen, ovalen Raum blicken. Die eine Wand stellte zu etwa zwei Drittel ein riesiges Panoramafenster dar, das einen Blick in die Unterwasserwelt vermittelte.

Was Rani dort sah, raubte ihm den Atem.

Das Ursenschiff glitt zwischen geheimnisvollen, milchigen und grünlichen, nebelhaft wirkenden Säulen dahin, auf eine Stadt zu, die hier unten auf dem Meeresboden lag!

Deutlich schon waren deren Umrisse zu erkennen.

Es handelte sich um muschelförmig gestaltete, flache Gebäude, die auf spinnenförmigen Beinen saßen. Es gab massive, felsenartige Gebilde, die man erst bei näherem Hinsehen genauer erkannte. Es

handelte sich dabei um riesige, aufgerissene Fischmäuler, deren rötlich schimmernde Rachen in eine unbekannte Tiefe dieser Stadt führten.

Genau auf ein solches Fischmaul steuerte das U-Boot der Ursen zu…

Aber Rani und seine Begleiter erkannten noch mehr. Diese Unterseestadt der Ursen befand sich nicht unter einer Kuppel, sondern war ringsum von den tiefen Wassern des Ozeans umspült.

Hier unten gab es nur Wasser, das wahre Lebenselement der Ursen. Sie konnten sich zeitweilig auch nur auf dem Land und in wasserlosen Räumen aufhalten, wie die Anwesenheit in diesem U-Boot bewies. Daß sie sich hier in einer normalen Sauerstoffatmosphäre aufhielten, war irgendwie verwunderlich, und Rani Mahay konnte sich im ersten Moment keinen passenden Reim darauf machen.

Und da begriff er es. Hier an Bord befanden sich noch andere Menschen, mit denen ein Austausch gegen Ursen' aus der Mikroweit vorgesehen war. Wenn es stimmte, was der Fischmensch in ihrer Gegenwart ihnen angedeutet hatte, dann stand ein Austauschversuch unmittelbar bevor. Sollte der etwa hier, in der Unterseestadt, stattfinden?

Das U-Boot kam dem riesigen Rachen immer näher. Aus der Nähe wurde den Menschen der Umfang und die Größe der Stadt so richtig bewußt.

Und dann sahen sie auch die Wesen, die hier unten lebten und nur von Zeit zu Zeit aufstiegen, um ihre dämonische Mission zu erfüllen.

Zwischen den einzelnen Gebäuden gab es richtiggehende, breite Wasserstraßen, Plätze und arenaförmige Gebilde, in denen das Leben sich abspielte. Die Ursen gingen zu Fuß durch diese Straßen oder schwammen wie die Fische darin herum. Wie Fische bewegten sie sich auch im Innern der Häuser, die zum Teil mit Wasser gefüllt, zum Teil auch nur Sauerstoff enthielten. Die Fenster zu diesen Gebäuden waren hermetisch verriegelt.

Es sah ganz so aus, als ob in der Entwicklung dieser Rasse, in der sich Geschöpfe aus der Vergangenheit und der Zukunft begegneten, ein Großteil der Ursen sich an das Leben in einer Sauerstoffatmosphäre gewöhnt hatten.

Dennoch liebten sie als Umwelt das Wasser, aus dem sie gekommen waren.

»Los!« Der Befehl kam wie ein Hauch über Mahays Lippen. Doch das genügte. Conchita Funchal und Capitano Montez wußten Bescheid. Die junge Spanierin und der Inder rannten in den ovalen Kommandoraum mit dem gigantischen, die Blicke nach außen lenkenden Panoramafenster.

Insgesamt hielten sich zum Zeitpunkt des Überfalls neun Ursen hier

auf. Mahays Ziel war nur der eine, der wie ein König auf dem größten der Sitze thronte und von dessen erhöhten Standort aus ein Überblick über das gesamte Geschehen hinter dem Panoramafenster möglich war.

Links und rechts in die Lehnen des anatomisch richtig geformten Sitzes waren mehrere tiefliegende Knöpfe angebracht.

Die Knöpfe waren oval. Die mit Schwimmhäuten bespannten Finger des Ursen lagen leicht darauf.

Auf Zehenspitzen durcheilte Rani Mahay mit drei, vier raschen Schritten den Weg zum Sitz des Kommandanten.

»Keine Bewegung!« sagte der Inder mit scharfer, klarer Stimme. Er preßte dem verdutzten Ursen die Mündung der Handfeuerwaffe zwischen die Schulterblätter und befestigte zur gleichen Zeit mit der linken Hand mehrere der taubeneigroßen Sprengsätze rund um den Sessel. Dann entfernte er sich einige Schritte von dem Sitz und kam vor den Ursen zu stehen, der ihn aus kalt glitzernden Augen anschaute.

»Was soll das?« stieß der Fischmensch scharf hervor. »Wo kommt ihr her?«

»Es ist uns gelungen, rechtzeitig aus dem Becken zu steigen, in dem ihr euren Abfall vernichtet«, entgegnete Rani Mahay hart. »Es gefällt uns hier unten nicht, wir wollen gern dorthin zurück, wohin wir gehören.«

»Narren! Wie kannst du es wagen, dir eine solche Tat anzumaßen?«

Rani schüttelte ernst den Kopf. »Ob es eine Anmaßung ist, wird sich herausstellen. Wir gehen ein verhältnismäßig hohes Risiko ein. Das wissen wir. Dennoch sind wir bereit, das Wagnis auf uns zu nehmen.« Während Mahay dies sagte, richtete er die Mündung seiner Waffe konsequent auf den Ursen.

Dem Inder entging nicht die Unruhe, die sich in seinem Gegenüber breit machte. Die anderen, hier im Raum versammelten Ursen saßen wie die Ölgötzen auf ihren Sitzen und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Sie schienen sich ganz auf ihren Kommandanten zu verlassen.

Der reagierte auch. »Nicht nur uns schädigt ihr, sondern auch euch. Niemals werdet ihr mit heiler Haut davonkommen…«

»Das liegt nicht in unserer Hand«, entgegnete der Inder. »Wir sind bereit zu kämpfen. Wir setzen unser Leben ein. Aber ich frage mich, ob es nicht klüger ist, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Mit etwas Vernunft sollte es für beide Seiten möglich sein, einen anderen Ausweg zu finden…«

Er sprach ruhig und freundlich. War dies die Art, in der man mit den Ursen verhandeln konnte?

Er wußte es nicht. Zum erstenmal in seinem Leben stand er vor einer solchen Situation.

Der Fischmensch, der hier etwas zu sagen hatte, wandte leicht den Kopf. Er nahm wenige Schritte neben sich die schwarzhaarige Frau wahr. Sie hielt einen Sprengsatz in der Hand, den Arm ausgestreckt, und zielte nach ihm. Conchita Funchal war bereit, auf eine diesbezügliche Anordnung Rani Mahays, den Sprengsatz sofort zu werfen.

Mahay nickte. »Das alles mag ein wenig übertrieben aussehen. Aber uns bleibt keine andere Wahl. Schließlich wissen wir nicht genau, welche Wirkung eine einzige Bombe haben wird. Da ist es vielleicht besser, mehrere auszulegen…«

In dem feucht schimmernden, grauen Schuppengesicht regte sich kein Muskel. In den starren Augen jedoch las der Inder Furcht.

Aus den Augenwinkeln nahm Rani eine Bewegung wahr. Durch einen der Korridore kamen in diesem Augenblick drei Ursen. In ihrer Mitte hielten sie einen Menschen. Es handelte sich um einen der Spanier, die mit einem Trödlerkarren in einem abgelegenen Hafenbezirk von Marbella aufgetaucht waren und ihre menschliche Fracht auf dem Fischerboot namens ESMERALDA ablieferten. Mahay hatte die beiden Menschenräuber dabei beobachtet, wie sie die betäubten und gefesselten Entführten an Bord schafften und schließlich dort selbst gefangen genommen wurden. Es gelang dem Inder, sich an Bord zu schmuggeln. So hatte eigentlich alles begonnen. Durch einen Zwischenfall bei der Austauschaktion war die ESMERALDA zerstört worden. Bei dieser Gelegenheit geriet auch Rani Mahay mit den anderen Gefangenen in das aufgewühlte Meer. Einen Teil der Entführten konnten die Ursen offensichtlich gleich wieder an Bord ihrer Flugboote oder Schiffe fischen, während sie in den Abfallschacht des U-Bootes gesogen wurden.

Bei dem Spanier, den man dort hereinführte, handelte es sich um Paco Lanias. Der Mann war bleich, die Haare hingen ihm wirr in die Stirn. Er schrie wie von Sinnen.

Er beschuldigte seine ehemaligen Partner, ihn auf das Schmählichste hintergangen zu haben. Er selbst bezeichnete sich als treuer Erfüllungsgehilfe und beteuerte mehr als einmal, daß man durch ihn nichts zu befürchten brauche.

Die dort ankamen, begriffen nicht die Situation, die hier entstanden war.

Blitzartig jedoch reagierten die drei bewaffneten Ursen.

Ihre Handfeuerwaffen hielten sie in Händen. Sie brauchten nur noch abzudrücken. Das taten sie auch und lösten damit das Chaos aus.

Mehrere scharf gebündelte, rote Strahlen jagten lautlos durch die Kommandozentrale. Der Ursenkommandant auf dem Sitz gab einen

gellenden Befehl. Doch der kam zu spät.

Ein Schuß galt Rani Mahay, der zweite Conchita Funchal, der dritte Capitano Montez, der einige Schritte entfernt an einem anderen Eingang zum Kommandoraum stand.

Mahay erkannte die tödliche Gefahr zuerst. Auch er schrie auf. Sein Schrei galt als Warnung für die beiden Begleiter.

Der Inder ging kurzerhand in die Hocke. Der lautlose Lichtstrahl verfehlte ihn um Haaresbreite und bohrte sich in die Wand hinter ihm. Das Metall dort begann zu schmelzen.

Der Ursenkommandant machte eine ruckartige Bewegung und betätigte dabei unbeabsichtigt mehrere Knöpfe in beiden Lehnen seines Sitzes.

Conchita Funchal warf im gleichen Augenblick ihren Sprengsatz.

Sie traf voll. In äußerster Erregung und förmlich unter einem Schock stehend, begriff sie nicht, was sie eigentlich tat.

Eine ungeheure Detonation wurde ausgelöst.

Ein Vibrieren ging durch den ganzen Schiffsleib. Er schien sich unter plötzlich frei werdenden Kräften förmlich zu strecken. Spannungsrisse liefen durch die Wände und über die riesige Panoramascheibe. Eine Sekunde, bevor er wie durch eine unsichtbare Faust zu Boden geschleudert wurde, warf Capitano Montez sich schwungvoll zur Seite, um dem tödlichen Strahl auszuweichen, der zielsicher auf ihn abgefeuert worden war. Durch die sich plötzlich verändernden Umstände war die Situation auch für den Schützen eine andere.

Nicht mehr Montez befand sich in der Schußlinie, sondern jener Urse, den er bewachen sollte.

Der Fischmensch riß die Arme hoch, als der rote Blitzstrahl ihn genau zwischen den Schulterblättern traf. Im Fallen stürzte er halb über den Mann aus Marbella.

Das Blut aus der Wunde zwischen seinen Schulterblättern war dunkelrot, mit einem leicht grünlichen Schimmer.

Das Innere der Kabine wurde durchgeschüttelt, als befände das U-Boot sich auf einer Rüttelmaschine.

Vom Sitz, auf dem der Kommandant gesessen hatte, stieg dunkel dicht aufquellender Rauch. Von dem Fischmenschen selbst war nicht mehr das geringste zu sehen.

Conchita Funchal und Rani Mahay lagen auf dem Boden. Auch sie waren eingehüllt von dem Rauch, der ihre Augen und Lungen reizte.

Der Qualm war so dicht, daß Rani die Hand nicht vor Augen sah. Alle um ihn herum begannen zu laufen und zu rufen. Wie sich die Dinge im einzelnen nun entwickelten, ließ sich aus dieser Stellung heraus und in dieser Situation nicht mehr überblicken.

Ein dumpfes Grollen erfüllte den Schiffsleib. Wie Donnergetöse

kam es näher und erfüllte ihre Ohren, daß sie befürchteten, die Trommelfelle würden platzen.

Dunkelviolette Blitze durchrasten das Innere der chaotischen Kabine. Die gezackten Lichtstrahlen kamen aus der Decke des Schiffes. Dort oben zeigte sich ein bizarres Wabenmuster, in dem sich ein aufgewühltes, schäumendes Meer von seiner furchtbarsten Seite zeigte.

In monoton hämmerndem Rhythmus verstärkten sich die Blitze und entstand ein regelrechter Lichtvorhang, der wie ein gigantischer Metallstempel auf sie herabdrückte.

Unter ihm wurde der aufquellende Rauch zusammengepreßt und wich zur Seite in die Korridore und Gänge.

Rani Mahay hatte das Gefühl, sich im Innern einer Rakete zu befinden, die immer höher beschleunigt wurde, um der Erdanziehung zu entfliehen. Ein ungeheuerlicher Druck lastete auf seinem Körper. Er versuchte sich aufzurichten. Vergebens! Voller Verzweiflung stemmte er sich gegen den Boden, sein Gesicht war verzerrt, der Schweiß rann ihm aus allen Poren. Zischend entwich die Luft seinen zusammengepreßten Lungen.

Das Atmen wurde zur Qual.

Während er hilflos auf den Boden gepreßt lag und das Gefühl hatte, in eine überdimensionale Mangel zu geraten, wurde die Luft um ihn herum unerträglich heiß.

Nur mit ungeheuerlicher Anstrengung war es ihm möglich, allmählich den Kopf zu heben, als ob er gegen einen gewaltigen Widerstand ankämpfen müsse.

Mehrere Ursen lagen – gleich ihm – auf dem Boden. Der Sitz vor ihm war trotz der Explosion der Sprengsätze völlig erhalten. Nur der Kommandant fehlte…

Rani Mahays Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

Etwas mit diesem Sitz stimmte nicht.

Der wuchs ja ins Riesenhafte!

Auch die Wände ringsum kamen ihm plötzlich so hoch und die Decke so fern vor, als ob das Innere der Kabine innerhalb der letzten Sekunden sich um ein Vielfaches vergrößert hätte.

Fiebernde, sich peitschende Gedanken hämmerten hinter seiner Stirn.

Er starrte auf die Waffe, die er beim Fallen verloren hatte. Nach ihr zu greifen war sinnlos. Er war nicht imstande, seine muskulösen Arme auszustrecken. Und mit der Waffe stimmte ebenfalls etwas nicht…

Auch die kam ihm plötzlich so groß vor. Wie ein gewaltiger Klotz lag sie vor ihm, mindestens zehnmal so groß wie seine Hand.

Und da traf ihn die Erkenntnis wie ein Faustschlag.

Nicht die Umgebung wuchs, sondern sie wurden kleiner.

Das dunkelviolette Licht, das nun alles einhüllte, mußte dafür verantwortlich zu machen sein. Die Apparatur, die sonst zum Austausch eingesetzt wurde, um Ursen aus den Mikroweiten hierher in die dritte Dimension zu holen, war unbeabsichtigt durch diese schicksalhafte Situation aktiviert worden.

Der Vorgang lief vollautomatisch ab, und niemand konnte ihn offensichtlich mehr stoppen.

Alles Organische in diesem Teil der Kabine wurde von dem mikrotisierenden Licht erfaßt und verändert.

Er schrumpfte!

Dann fiel sein Kopf, den er mühsam emporgereckt hielt, auf den Boden und schlug schwer auf.

Der Mund des Inders war weit geöffnet. Er versuchte zu atmen. Doch selbst dazu war er nicht mehr fähig.

Die Sauerstoffknappheit machte sich bemerkbar. Rani Mahay verlor das Bewußtsein…

*

»Hey?« kam es erstaunt über die Lippen des wachhabenden Soldaten. »Was ist denn das, Jim?«

Der mit Jim Angesprochene machte gerade einige Eintragungen in seine Karte. Die beiden Uniformierten gehörten zur Besatzung des U 77. Unter dieser Bezeichnung bewegte sich eines der kleinen, im Test befindlichen Unterseeboote mit Atomantrieb der US-Navy in einer Tiefe von etwa siebenhundert Faden.

Besatzung und Boot nahmen an einem Test teil, der seit fünf Tagen währte und insgesamt drei Wochen dauern sollte. In dieser Zeit sollte U 77 nicht ein einziges Mal auftauchen und sich stets in größtmöglichster Tiefe bewegen.

Unter anderem wurde auch eine neue Metallegierung getestet. In Fachkreisen hieß es, daß dadurch das U-Boot auch elektronisch nicht ortbar wäre.

In einem Bezirk von rund fünftausend Quadratmeilen auf See hielten sich fünf amerikanische Flugzeugträger auf, die den Auftrag hatten, den Standort von U 77 zu peilen.

Bisher war jedoch noch nichts erfolgt.

Der mit Jim angesprochene junge Mann hatte flaches, rotblondes Haar und ein wächsernes, sommersprossiges Gesicht. Hier unten in der fahlen Beleuchtung wirkte dieses Gesicht noch bleicher als sonst.

Jim Dorban und Charles Granger waren für die dritte Wache eingeteilt. Der Dienst an Bord des U 77 war hart und forderte das Letzte an physischen und psychischen Kräften.

Hier unten, eingeschlossen in einem stählernen, zigarrenförmigen

Körper, herrschten eigene Gesetze und war nur an der Uhr abzulesen, ob Tag oder Nacht war.

Der biologische Rhythmus war anders eingeteilt. In einer Wechselkabine befanden sich fünfzehn Kojen für zweiundzwanzig Mann. Jeweils fünf von diesen zweiundzwanzig wurden für einen vierstündigen Dienst an Bord eingeteilt.

Für Dorban und Granger war die letzte der vier Stunden angebrochen. Da machte Granger das Objekt auf dem Sonarschirm aus.

»Ein anderes U-Boot…« bemerkte Dorban leise. Doch man holte seiner Stimme an, daß er mit dieser Erklärung wohl selbst nicht einverstanden war.

»Ausgeschlossen«, schüttelte Granger den Kopf. »Die Größe stimmt nicht…«

»Glaubst du, daß die uns da oben alles sagen, was sie mit uns vorhaben?«

Jim Dorban sah den ebenfalls wachschiebenden Kollegen mit einem raschen Seitenblick an. »Vielleicht hast du recht… möglich, daß der Test nicht nur einseitig verläuft… Wahrscheinlich wollen die unsere Wachsamkeit checken…«

Der Bordcomputer spie die Daten aus. Granger schüttelte sich und ließ sich die Werte ein zweites Mal geben, weil er der Ansicht war, daß sie nicht stimmten. Doch auch die zweite Ausgabe erbrachte keine anderen Ergebnisse. »Das gibt es doch nicht, Charles!« entrann es den Lippen des Rotblonden. »Das Ding ist so groß wie ein Berg…«

»Aber Berge bewegen sich nicht. Probier's noch mal…«

U 77 befand sich genau auf Kollisionskurs mit dem fremden, sich rasch bewegenden Objekt. Der Steuermann, ließ das Testschiff auf Grund der neu errechneten Daten höher steigen und wich gleichzeitig in einer weiträumigen Kurve aus. Doch es schien, als wäre U 77 zu einem wandernden Riesenmagneten geworden, der das fremde Objekt stets hinter sich herzog.

Seit der ersten Ortung waren noch keine zwei Minuten vergangen. Granger und Dorban konnten es nicht länger verantworten, hier allein Entscheidungen zu treffen.

Sie lösten Alarm aus.

Das heisere auf- und abschwellende Geräusch und das Flackern der roten Lampen über den Eingängen schufen eine eigenartige, furchterregende, Atmosphäre im Innern der miefigen Räume des U-Bootes.

»Verdammt! Was ist denn das schon wieder?!« Erneut war es Charles Granger, der die Entdeckung wahrnahm. Das Licht im Innern der kleinen Wachstation, in der Lämpchen blinkten, beleuchtete Skalen die Armaturenbretter füllten und zahlreiche Knöpfe und

Drehkondensatoren für einen Außenstehenden eine sinnverwirrende Welt komplettierten, war von einer Intensität, wie sie noch nie hier geherrscht hatte.

»Das ist ja violett!« entfuhr es Dorban.

Das Licht war plötzlich überall. Es sickerte durch die massiven Stahlwände.

Aber das konnte nicht sein! Es widersprach allen physikalischen Gesetzen.

Granger starrte auf seine Hände. Die schimmerten violett, als ob sie von einer UV-Lampe angestrahlt würden.

»Oh, Jim…«, entrann es seinen Lippen.

Mehr brauchte er nicht zu sagen. Was geschah, sagte mehr aus als Worte.

Granger trug einen Siegelring am linken Ringfinger. Der rutschte ihm plötzlich über den Knöchel und kullerte über den Kartentisch auf den Boden. Die Armbanduhr, die die ganze Zeit über fest und straff am Armgelenk gesessen hatte, rutschte nach vorn…

Was hatte das zu bedeuten?

»Wieso paßt mir das Zeug nicht mehr?« Charles Grangers erschreckt geäußerte Frage erfolgte zur gleichen Zeit wie Jim Dorbans panischer Aufschrei.

Der Mann an seiner Seite sprang auf.

Er konnte es nicht verhindern, daß auch über sein Armgelenk die Armbanduhr rutschte. Klirrend landete sie auf dem Metallboden.

Das Licht war überall. Es färbte ihre Haut und veränderte die Atmosphäre derart, daß sie meinten, ersticken zu müssen.

Sie schnappten nach Luft wie ein Fisch, der aufs Trockene geraten war.

Polternde Schritte. Die Kameraden eilten durch den Mittelgang von U 77.

Wieso war der Durchgang nach dort mit einemmal so hoch?

Verständnislos blickten Dorban und Granger sich an.

Panische Angst stand in ihren bleichen Gesichtern zu lesen, in denen die dunklen Augen wie Kohlen glühten.

Die Wände ringsum waren so hoch… die Skalen wirkten so groß… auch der Tisch, an dem sie eben noch gesessen hatten, stimmte in der Proportion nicht mehr mit ihren Körpern überein.

Das Innere von U 77 wuchs ins Riesenhafte…

Nein!

Umgekehrt war es der Fall. Sie wurden kleiner, schrumpften ein und wurden zu Zwergen…

Die Männer auf den Stiegen, die ihre Position einzunehmen gedachten, taumelten. Der unheimliche, unaufhaltsame Verkleinerungsvorgang lief so schnell, ab, daß sie alle davon völlig

unvorbereitet getroffen wurden.

Die Männer, zum Teil nur halb angezogen, verschlafen und mit zerwühltem Haar die Treppen nach unten kommend, kullerten durcheinander wie Kegel, in die die Kugel jagte.

Die Stufen unter den Füßen der Ankömmlinge waren plötzlich riesengroß für sie. Sie traten ins Leere, überschlugen sich und kullerten herab, nur noch so groß wie Katzen, die auf einer Treppe den Halt verloren hatten!

Und der Schrumpfungsprozeß schritt fort…

Blitzschnell und unaufhaltsam.

Das violette Licht erfüllte das Innere des U-Bootes des US-Navy.

Menschen, eben noch von normaler Größe, waren klein wie Puppen und rannten wie von Sinnen – verwirrt, ratlos, panikerfüllt – durcheinander.

Dann waren sie nur noch so groß wie ein Vogel… jetzt nur noch so groß wie ein kleiner Finger…

Doch auch hier wurde der unheimliche Vorgang nicht gebremst.

Jetzt nur noch so groß wie Fliegen… jetzt nur wie Ameisen… die winzigen Punkte waren mit bloßem Auge auf dem glatten, blitzsauberen Metallboden kaum mehr auszumachen.

Charles Granger war einer von diesen Punkten. Er hatte das Gefühl, in einer Umgebung angekommen zu sein, in der ein Titan zu Hause war. Unerreichbar hoch war der Stuhl für ihn geworden, auf dem er eben noch gesessen hatte… noch ferner die Tischplatte, auf der die verrutschte Karte mit den angezeichneten Positionen lag. Das Papier, angestrahlt von dem seltsam violetten Licht, ragte wie der Teil eines zerschnittenen Himmels über die Platte… die an den Wänden angebrachten Skalen waren für ihn jetzt riesige Rundungen, groß wie Untertassen, deren Anzeigen er nicht mehr erkennen konnte. Wie egal war es auch geworden, welcher Druck im Innern von U 77 herrschte, wie die Zusammensetzung des Sauerstoffs war, ob alle Funktionen stimmten…

Gleich einer Klauenhand krallte sich das Grauen in Grangers Herz. Diese riesige, endlose Weite! Er kam sich vor wie eine Mikrobe in einem anderen Universum.

Und nichts anderes schließlich geschah auch.

Der Schrumpfungsprozeß ging weiter. Charles Granger war wie seine Kameraden, die er nicht mehr wahrnehmen konnte, nur noch ein winziges Etwas, das vom Luftdruck wie ein Staubkörnchen davongeweht wurde, weil es sich nirgends mehr festhalten konnte.

Und der Punkt wurde schließlich mikrobenhaft klein, daß er mit bloßem Augen nicht mehr wahrnehmbar war.

Alle Aggregate liefen weiter. Das monotone Geräusch des laufenden Motors erfüllte die Kabinen. Das Vibrieren lief durch die

stählernen Wände von U 77.

Alles war so wie zuvor, als das violette Licht schwächer wurde und durch die Stahlwände sickerte, als würden die überhaupt nicht existieren.

Doch U 77 sah aus wie leergefegt. Der scharfe Geruch von Schweiß hing noch in der Luft und verzog sich auch nicht so schnell.

Das US-Militär-U-Boot zog in knapp sechshundertfünfzig Faden Tiefe den eingeschlagenen Kurs weiter. Alle Kabinen waren leer. Da gab es niemand mehr, der diesem Schiff eine andere Richtung hätte geben können.

»Hallo, hier Station A 1, hallo, hier Station A 1«, erklang es plötzlich, mit dem Knistern atmosphärischer Störungen verbunden, aus dem Lautsprecher im Funklabor. »U 77 bitte melden… U 77 bitte melden…«

Die Stimme verhallte. Der Kommandeur in der als Station A 1 angegebenen Stelle wartete vergebens auf eine Antwort.

Immer wieder rief er die Besatzung des Bootes an. Da gab es jedoch niemand, der ihm hätte antworten können.

*

Er gönnte sich keine Ruhe. Er wußte nicht, wie lange er unterwegs war – doch es kam ihm vor, als wären Stunden vergangen.

Der Dschungel lag längst hinter ihm. Dann folgte die Landschaft, die sich während ihrer Flucht noch verändert hatte in ein Reich für Sequus. Es war nichts mehr zu erkennen von der kahlen, felsigen Ebene, wo in bizarren Kratern und zwischen steinernen Wülsten glutflüssige Lava ihre Seen und Tümpel gebildet hatte.

In dem weiten Tal war ein riesiger Binnensee entstanden, den Hellmark von seinem augenblicklichen Standpunkt aus nicht überblicken konnte.

So weit das Auge reichte – Wasser und noch mal Wasser, das sich in der Ferne mit einem schummrigen Firmament vermählte.

Björn schluckte.

Kam er zu spät? Die Veränderung dieses Teils von Kh’or Shan war ihm nicht entgangen. Carminia, Pepe und er waren mit hineingerissen worden in die schicksalhaften Verwandlungen. Und es hätte nicht viel gefehlt, so wären sie Opfer jener Fluten geworden, die nur Sequus zu bändigen verstand.

Dieses Wasser war so alt wie die Ewigkeit. Nur wenn man es so sah, hatte alles eine Erklärung. Sequus’ Geist, frei und ungebunden und doch an das dämonische Wesen Rha-Ta-N’my gekettet, hatte einst über diesen Wassern geschwebt. Ein uralter Traum vom Leben war für Sequus in Erfüllung gegangen. Er kam aus einer fremden, winzigen

Welt und wollte die Grenzen sprengen, die ihn bis dahin einengten.

Auch war er gebunden gewesen an nur ein einziges Element. Das war das Wasser. Auch hier Sehnsucht nach Freiheit. Die Erde und die Luft hatten es ihm angetan. Und Rha-Ta-N'my war zur Stelle, ihm alles zu geben, was er wünschte. Ahnte sie schon damals, was sich einst in einer fernen Zeit abspielen würde?

Björn Hellmark atmete bei diesem Gedanken tief durch. Wenn das wirklich so war, dann wäre alles im Leben vorgezeichnet. Doch zum Glück war es nicht der Fall.

Sequus, der König der Ursen, ein Fischmensch wie die anderen, wurde zum unsterblichen Dämon. Doch die Entwicklung bis dahin währte eine lange Zeit. Zwischendurch – so jedenfalls erschien es Björn – schien er, trotz allem, immer wieder einen Versuch gemacht zu haben, den Banden zu entkommen, die Rha-Ta-N'my für ihn schmiedete. Das Feuerland, die lavagefüllten Krater und Tümpel, die das nun mit Wasser gefüllte Tal zeigte, war ihm wahrsten Sinn des Wortes untergegangen. Die Tempel, riesige Wandelhallen, die einmaligen Standbilder, kolossale Säulen und Palastgarten von berauschender Schönheit, die Sequus' Geist geschaffen hatte – gehörten der Vergangenheit an!

Selbst, wenn das alles vergangen war – einschließlich jenes »Tempels der Glückseligkeit«, wo er nach zwanzigtausend Jahren zum zweiten Male mit seiner geliebten Loana-Carminia zusammentraf – eines muß noch immer existieren: Der geheimnisvolle Thron mit den sieben Siegeln, die er irrtümlicherweise als sieben Manja-Augen angesehen hatte.

Wenn auch alles andere dem Geist des fast allmächtigen Sequus' entsprungen war, der Thron mußte davor gewesen sein. Er ging auf ein noch mächtigeres Wesen zurück. Ein Geschöpf bösen Sinnes. Rha-Ta-N'my? Mandragora? Dies waren Gestalten einer dämonischen Mythenwelt und ihm schon begegnet. Aber manchmal fragte er sich, ob sie wirklich die alleinigen Triebfedern waren, oder ob nicht noch etwas anderes hinter ihnen stand, von dem er bisher nicht mal einen Schattengesehen hatte.

Der Dschungel reichte bis an den Rand des großen, neu entstandenen Sees heran.

Das war gut so.

Buschiges Gestrüpp und das Dickicht ermöglichten dem blonden Mann mit dem sonnengebräunten, markant geschnittenen Gesicht einen relativ hohen Schutz.

Björn schlich am Uferrand entlang. Immer die Büsche als Deckung benutzend.

Er hielt Ausschau nach Ursen oder den Feuerbestien. Weder ein Geschöpf der einen noch der anderen Gattung ließ sich sehen.

Die schwarzen Reiter, die Carminia als die Todesboten der Apokalypta apostrophiert hatte, waren längst vor ihm hier eingetroffen. Er rechnete fest damit, daß sie eingetaucht waren in den See, wo Sequus in aller Ruhe einen großen Schlachtplan vorbereitete, den Hellmark nur zu ahnen imstande war…

Da vernahm er ein leises, plätscherndes Geräusch.

Björn verhielt sofort in der Bewegung und preßte sich ganz dicht hinter das Gebüsch. Er hielt den Atem an und lauschte.

Geräusche – ganz in seiner Nähe…

Vorsichtig spähte er durch das Blattwerk Richtung Uferrand, der sanft abfiel.

Drei, vier, fünf Ursen stiegen in diesem Augenblick aus dem Wasser. Sie waren mit langen Speeren bewaffnet, und ihre schuppige Haut glänzte in der Dämmerung.

Die Fischmenschen nahmen ihn nicht wahr. Obwohl sie dich an ihm vorüberkamen, registrierten sie sein Versteck nicht.

Sie gingen am Uferrand entlang ohne besondere Eile.

Sie suchten etwas… er wußte was… seine Spuren…

Nach der unbeschreiblichen Veränderung, die Sequus herbeigeführt hatte, schien er jetzt wieder sein wahres Konzept zu verfolgen.

Björn sah sich in seinen Überlegungen nicht getäuscht.

In Abständen von wenigen Sekunden stiegen weitere Ursengruppen aus dem See. Jede Gruppe bestand aus vier bis fünf Fischgesichtigen, die den ufernahen Raum absuchten.

Hier zu bleiben war Selbstmord.

Hellmarks Augen befanden sich in steter Bewegung. Da waren nicht mehr nur fünf, zehn oder zwanzig Ursen auf der Suche nach ihm – hunderte entstiegen dem kühlen Naß und verstärkten die Armee der Suchenden.

Da blieb ihm nicht viel Zeit, lange zu überlegen.

Geduckt arbeitete er sich zentimeterweise in die sanft abfallende Bucht vor, aus der große Schilfgräser ragten und sich fast auf gleicher Höhe mit Gestrüpp und Büschen des Dschungels trafen.

Björn glitt mit den Füßen langsam ins Wasser. Er tat es sehr vorsichtig, um die Oberfläche so wenig wie möglich in Bewegung zu versetzen.

Diesen aufmerksamen Beobachtern würde das nicht entgehen.

Ahnten sie, daß er zurückkam?

Verfügten sie über außergewöhnliche Wahrnehmungssinne, von denen er bisher nichts ahnte?

Wenn es so war, dann mußte seine Mission von vornherein scheitern.

Bis zur Brust befand er sich schon im Wasser. Das Schwert hielt er

noch immer umklammert, in der Erwartung, es könne plötzlich ein Gegner auftauchen, der ihn forderte.

Da – links!

Wie ein Krampf lief es durch seinen Körper.

Ein Urse!

Nur knapp zwei Meter von Björn Hellmark entfernt wuchs er wie ein Pilz aus dem Boden. Der Deutsche hatte keine andere Wahl. Er atmete tief und tauchte sofort, noch ehe der Urse den Kopf wandte.

Dicht unter der Oberfläche, zwischen den scharfkantigen Schilfgräsern hockend, erlebte Hellmark bange Sekunden.

Hatte der andere etwas bemerkt?

Die Tatsache, daß Ursen in einer Vielzahl am ufernahen Rand auftauchten, gab ihm zu denken. Da steckte etwas dahinter. Nicht durch Zufall wurde eine solche Aktion ausgelöst…

Es lief ihm eiskalt über den Rücken.

Hellmark mußte an eine Parallele denken. Seine Begegnung mit den Feuerbestien aus Kh’or Shan war unter ähnlichen Vorzeichen verlaufen.

Auch sie schienen in die Lage versetzt, Gedanken lesen zu können… aber die Feuermenschen waren Marionetten des Sequus’. Und die Ursen? Waren die es nicht auch?

Sein Herzschlag stockte, als er daran, dachte, wie es zusammenhängen könne. Sequus war der zentrale Vermittler. Er hatte die Feuerbestien als Marionetten benutzt – er benutzte nun seine fischgesichtigen Untertanen ebenfalls wie Werkzeuge.

Sequus war der telepathische Empfänger – und Wiedergeber.

Je näher Björn sich im Wasser oder wassernahen Raum aufhielt, desto großer wurde das Risiko, durch Sequus’ über sensible Sinne aufgespürt zu werden. Und dann brauchten seine Werkzeuge nur noch zuzupacken…

Hellmark bemühte sich verzweifelt, die Flut der Gedanken abzulocken. Bei jemand, dem es selbst nichts Fremdes mehr war, telepathischen Kontakt mit einem Wesen im Zwischenreich zu halten, konnte man erwarten, daß er es verstand, Gedanken, die er nicht unbedingt mitteilen wollte, auch zurückzudrängen.

Seinen Freund Al Nafuur, der dieser Kontaktmann im Zwischenraum war, konnte sein Bewußtsein ruhig offen liegen wie ein aufgeschlagenes Buch, vor ihm hatte er keine Geheimnisse.

Sequus aber war ein Feind. Wenn er etwas ahnte, dann…

Da sprudelte das Wasser rund um ihn auf. Vier, sechs, acht, zehn schuppige Arme stießen blitzschnell nach vorn.

Er war umringt!

Die Ursen schossen aus der Tiefe empor. Hellmark stieß sich ab. Gleichzeitig riß er sein Schwert empor und schlug um sich.

Er tötete zwei, drei Ursen auf Anhieb. Die feindliche Reihe lichtete sich. Hellmark nutzte die momentane Verwirrung seiner Gegner aus, um nach vorn zu schnellen. Er stieß mit dem Kopf aus dem Wasser, atmete aus und tief wieder ein. Rundum wimmelte es jetzt von Gegnern. Sie kamen vom Land und auf dem Wasser auf ihn zu. Es war, als ob ein stiller, geheimnisvoller Befehl sie leite…

Im Wasser waren sie überlegen. Da waren sie beweglicher.

Raus auf's Land. Hier hatte er vielleicht noch eine Chance zu entkommen.

Aber Sequus ließ ihm keine Chance mehr. Wie die Dinge sich entwickelten, bewiesen sie, daß er die Falle geschickt aufgebaut, und daß Hellmark sich benommen hatte wie ein blutiger Anfänger.

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen war es ihm unmöglich; gewesen, diesem Zwischenfall zu entgehen.

Er geriet von einer Sackgasse in die andere.

Er preschte den abfallenden Uferrand nach oben, hinein in die dicht schließenden Reihen der Ursen.

Dicht standen sie gestaffelt. Mehrere Male konnte er mit dem Schwert zustoßen. Dann war es aus. Sein Weg zum Ufer hoch wurde zum Spießrutenlaufen.

Hunderte von Lanzenstangen prasselten auf ihn nieder.

Sie töteten ihn nicht?

So einfach hatten sie es noch nie gehabt!

Da stimmte doch etwas nicht. Sequus wollte ihn lebend.

Björn Hellmark brach unter den Schlägen zusammen. Wie im Krampf umklammerte er mit seiner rechten Hand weiterhin das Schwert des Toten Gottes, als das Bewußtsein ihn bereits verließ.

Sein ganzer Körper war verspannt. Mit Schwimmhäuten versehene Schuppenhände packten ihn und zogen ihn die Böschung hinab.

Abermals klatschte Hellmark ins Wasser. In dem riesigen See wimmelte es von Ursen.

Das alles bekam er nicht mehr mit. Es ging nicht allzu tief hinab. Nur zehn Meter unter der Oberfläche des großen Binnensees lagen die ausgedehnten Palastgärten und neuerstandenen Hallen des Herrschers.

Eine Tempelstadt unter dem Wasser.

Sie wirkte düster und kahl und war ohne jede Freundlichkeit.

Es gab. Hallen, da standen die Wasser bis unter die Decke, es gab solche, in denen gerade der Boden bedeckt war.

In einem solchen Saal hielt Sequus, der Ursenkönig, sich auf.

Er saß auf seinem steinernen Thron zwischen zwei mächtigen Säulen. Der Thron wurde flankiert von in Stein dargestellten Fischen, die mit Flügeln versehen waren.

Die gleichen Flügel besaß auch Sequus.

Man warf den Menschen vor seine Füße.

Ein grausames Lächeln umspielte die Fischlippen des Herrschers. »Noch hält er das Schwert umklammert. Selbst in der Bewußtlosigkeit läßt er es nicht los. Er ist ein Narr. Er begreift nicht, daß sein Weg zu Ende ist…«

Auf einem Podest in Reichweite des Herrschers stand ein weiterer, kleinerer Thron. Zu dem führten sieben Stufen hoch. Auf den Innenseiten der Stufen gab es Mulden, die faustgroße, siegeiförmige Gebilde enthielten.

Die Siegel von Kh’or Shan!

Zwei davon fehlten. Die waren schon erbrochen.

»Er ist gekommen, um diesen Thron zu vernichten. Er ahnt nicht, daß er zu einem wichtigen Zeitpunkt eingetroffen ist, um den Bruch des dritten Siegels zu erleben, der Xantilon, die Welt, von der er einst kam, aus der Asche emporschleudern wird…«

*

Minutenlang starrte der grausame Herrscher über die Ursen auf den Mann vor seinen Füßen.

Er gab einige Anweisungen. Daraufhin bemühten vier Ursen sich, das Schwert des Toten Gottes aus der Umklammerung zu nehmen. Sie alle vier waren auch notwendig, um die Waffe, die nur für Hellmarks Hand geschmiedet worden war, auf die Seite, hinter eine Säule zu ziehen.

Dann winkte Sequus seine Untertanen zurück. Nur wenige blieben mit ihm in der großen Thronhalle, in der die Düsternis bedrückend und die Luft erschreckend stickig war.

Wie beschwörend hob Sequus unter den mächtigen Flügelansätzen seine kräftigen, muskulösen Arme. Der Blick seiner starren Augen war in eine ungewisse Ferne gerichtet, und er schien etwas wahrzunehmen, was seine Untertanen nicht erkannten.

»Ja«, murmelte dieses Wesen, das ein Mittelding zwischen Fisch, Mensch und Vogel war, mit dumpfer Stimme, »sie kommen… und er ist gerade zur rechten Zeit hier eingetroffen, um selbst zum Schlüssel in einem Geschehen zu werden, das er so gern verhindert hätte…«

Sequus hob kaum merklich den wuchtigen Fischkopf. Grausamkeit und Härte kennzeichneten seine Züge.

Er nahm mehr wahr, als seine sichtbar erkennbaren Sinne dies vermuten ließen. Sequus’ magisches Auge durchblickte die Wände und die Wasser über ihm.

So ahnte er mehr die beiden sich nähernden Schatten vom Ende des Horizonts, die direkt aus dem sich öffnenden, diffusen Himmel zu kommen schienen.

Es waren zwei Reiter. Zwei schwarze Ritter auf zwei

pechschwarzen, wilden Pferden.

Lautlos kamen sie durch die Lüfte und schienen über den spiegelglatten See zu jagen, ohne dessen Oberfläche zu berühren.

Rasend schnell kamen sie näher. Dann tauchten sie ein ins Sequus' Reich, des Königs der Ursen…

*

Sie war erschöpft von dem langen Marsch, und dennoch konnte sie nicht schlafen.

Zusammen mit Pepe hielt sie sich in dem gut gesicherten Versteck auf und hing ihren Gedanken nach.

Jedes Geräusch außerhalb veranlaßte sie, den Atem anzuhalten und zu lauschen.

Trotz des relativ guten Verstecks fürchtete sie sich ständig vor der Rückkehr der beiden schwarzen Reiter.

»Schlaf endlich, Carminia«, sagte Pepe an ihrer Seite.

»Ich bin nicht müde…«

»Doch, das bist du! Du machst dir Sorgen. Das sehe ich dir an.«

Er kannte sie genau.

»Unsinn…« Sie ärgerte sich gleich darauf, daß sie so heftig reagiert hatte. Sie lächelte und fuhr mit der Rechten über seinen schwarzen Wuschelkopf. »Schlaf du! Du hast's nötiger als ich…«

Zähflüssig verstrichen die Minuten.

Als zehn Minuten vergangen waren, kam es ihnen vor, als wären es Stunden gewesen.

Carminia Brado warf einen Blick auf den Jungen neben ihr. Der 14jährige hatte die Augen geschlossen, und tiefe Atemzüge kündeten davon, daß Pepe schlief.

Sie selbst fühlte sich erstaunlich aufgekratzt und munter, obwohl nach dem kräfteverzehrenden Marsch durch den Dschungel eher das Gegenteil hätte der Fall sein müssen.

Eine seltsame Unruhe erfüllte sie…

Carminia erhob sich und warf durch die Ritzen der Blätterwand, die sie alle gemeinsam aufgebaut hatten, einen Blick nach draußen. Sie vergewisserte sich, ob keine Gefahr drohte.

Dann erst drückte sie den Blättervorhang zur Seite und ging ins Freie. Die Luft war mild. Finsternis hüllte die junge Frau ein.

Die Geräusche des Dschungels drangen an ihre Ohren. Alles war so fremd – und doch so vertraut. Sie hätte schwören können, genau hier, an dieser Stelle, schon mal gewesen zu sein.

Die ovale Lichtung mitten zwischen den gigantischen Bäumen hatte einst eine Bedeutung gehabt.

Die Brasilianerin ging auf und ab. Aufmerksam richtete sie den

Blick auf den Boden, als suche sie etwas Bestimmtes. Carminia ging in die Hocke und tastete den moosigen, feuchten Untergrund ab. Dann begann sie einzelne Grasbüschel auszureißen und mit bloßen Fingern die krumige Erde wegzuscharren.

Die Erregung hatte sie gepackt.

Sie glaubte, sich plötzlich wieder an etwas zu erinnern… oder war es nur Einbildung?

Ihre Bewegungen wurden hastiger. Carminia Brado konnte nur mit Mühe die Nervosität verbergen, die sie erfüllte.

Hier, unter dem Boden, mußte es sein…

Und dann fand sie, was sie gesucht hatte.

Mehr als zwanzig Zentimeter tief hatte sie sich mit den Händen in den lockeren Boden gegraben. Die Öffnung vor ihr betrug etwa einen halben Quadratmeter.

Unter ihren Fingerkuppen spürte sie das glatte, kühle Gestein.

Es fühlte sich an wie geschliffener Fels.

Über das Gesicht der braunhäutigen Frau huschte ein Lächeln. Dann begann sie mit verstärkter Anstrengung das fortzusetzen, was sie begonnen hatte.

Mit bloßen Händen schaufelte sie die lockere Erde heraus, riß weitere Gras- und Moosbüschel aus dem Boden und warf sie achtlos zur Seite.

Schließlich entstand ein Loch im Boden, das einen Umfang von einem Quadratmeter hatte.

In der Finsternis war es der Brasilianerin nicht möglich, Einzelheiten zu erkennen. Sie mußte sich auf ihr Gefühl verlassen.

Mehr als einmal tastete sie die Ränder der Platte ab, die sie freigelegt hatte.

Carminia war noch nicht ganz zufrieden mit ihrem Werk. Sie grub weiter. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als das Loch zu erweitern, um jene minimale Erhöhung zu finden, die sich dort befand.

Diese Erhebung war gerade so groß, daß man den kleinen Finger darunter schieben konnte.

Damit betätigte sie den Kontakt…

Abwartend kniete Carminia am Rand des Lochs, das sie mit bloßen Händen gegraben hatte. Im Boden machte sich ein knirschendes, mahlendes Geräusch bemerkbar. Die quadratische, glatte Felsenplatte bewegte sich. Spiralförmig drehte sie sich zur Seite und schob sich unter eine andere Platte, die noch vom Erdreich, von Moos und Gras bedeckt war.

Die Brasilianerin hielt den Atem an.

Aus der Tiefe sickerte ein eigenartiges, fluoreszierendes Leuchten. In dem diffusen Licht erkannte sie die steil nach unten führende Treppe, die sich irgendwo in unbekannter Tiefe verlor.

Die oberen Stufen waren glatt und noch frei… darunter waren dann die Stufen bedeckt.

Bleich und phosphoreszierend leuchteten die Knochen im Dunkeln des Schachtes. Skelette lagen auf den Treppen, zum Teil zerbrochen, zum Teil noch erhalten… es gab kaum eine Stufe nach unten, auf der nicht mindestens ein Skelett lag.

Die Bilder waren entsetzlich. Jeder, der hierher gekommen war, der versucht hatte, die Treppe nach unten zu gehen – war nicht ans Ziel gekommen. Schon nach wenigen Schritten mußte ihm das Fleisch von den Knochen gefallen sein…

Trotz dieser ganz offensichtlich auf der Hand liegenden Tatsache tat Carminia Brado etwas Ungeheuerliches. Sie sprang auf und lief zu dem Versteck zurück, wo Pepe sich aufhielt. Sie weckte ihn.

»Komm'! Komm' schnell… ich habe etwas entdeckt, wo wir sicherer sein werden, als sonst irgendwo auf der Welt.«

Verständnislos blinzelte der 14jährige Junge sie an. Er brauchte einen Moment, um zu sich zu kommen. »Aber wieso, ich verstehe das nicht, Carminia… Wir sind doch hier…«, stammelte er verschlafen.

Die Brasilianerin zog ihn einfach mit sich, direkt zu dem Schacht mit der in die Tiefe führenden Treppe.

Da brachen rings um sie herum Äste und Zweige auseinander, und die Büsche teilten sich.

Aus dem Dunkeln kamen die Ursen!

Drei Sekunden lang waren die Brasilianerin und der Junge wie gelähmt.

»Sie haben uns gefunden!« schrie Pepe gellend.

Waren es zwanzig, dreißig oder vierzig Feinde, die rasend schnell auf sie zukamen und sie einkreisten?

Kein Ausweg mehr… der Fluchtweg war ihnen abgeschnitten…

Drei, vier Sekunden Zeit blieb ihnen noch. Der Weg zum Schacht! Noch zwei schnelle Schritte…

»Lauf, Pepe!« stieß Carminia Brado aufgeregt hervor. »Das ist unsere einzige Rettung!«

Der Junge stolperte zum Rand des Schachtes. Dann sah Pepe die fahl leuchtenden Skelette vor seinen Füßen…

*

Als Björn Hellmark zu sich kam, dröhnte sein Schädel.

Er versuchte mit der Rechten nach seinem Kopf zu greifen. Das ging aber nicht, und benommen registrierte er, daß seine Hände ihm auf den Rücken gebunden waren.

Er hob die bleiernen Augenlider.

Anfangs nahm er seine Umgebung verschwommen wahr.

Schemenhafte Umrisse eines riesigen Saales... Säulen und Standbilder, die diesen Saal stützten und zierten. Doch von Zierde konnte eigentlich kaum die Rede sein. Es waren schauderhafte Gestalten – dämonenfratzig und unheimlich anzusehen – die den breiten Korridor flankierten.

Schattenhafte Bewegungen nahm Hellmark wahr. Dazwischen unruhig flackerndes Licht. Feuerbestien... sie waren also auch noch da. Noch immer unterstützten sie Sequus, den König der Ursen.

Björn Hellmark blickte sich in der Runde um.

Erst jetzt merkte er, daß er sich in einer bizarren Bucht befand, in die man diese Tempelhalle paßgerecht gestellt hatte.

Die Säulen waren direkt aus dem dunklen, glatten Fels gearbeitet.

Es dauerte eine geraume Weile, ehe Björn erkannte, woran man ihn gefesselt hatte. Es handelte sich um eine totemartige Säule, die mit ineinander verschlungenen Reliefbildern versehen war.

Diese Reliefs stellten Ritter, Ursen und bekannte und unbekannte Dämonen dar, die auf einem riesigen Schlachtfeld miteinander im Kampf lagen. Inmitten der sinnverwirrenden Ereignisse sah man immer wieder riesige Vögel mit großen, ausgebreiteten Schwingen und kalten, gefährlich glitzernden Augen. Selbst hier im Gestein war der Blick des Bösen von dem unbekannten Künstler präzise und auf schaurig-faszinierende Weise genau getroffen.

Der Boden unter seinen Füßen schwankte. Wellenförmige Bewegungen liefen darunter hindurch.

Hellmark stand mit dem Rücken so gegen den steinernen Totempfahl, daß er mit dem Blick nicht auf das freie Meer sehen konnte, dessen plätschernde Wellen irgendwo unmittelbar hinter ihm monoton an Land spülten.

Er konnte zum vorderen Ende der Tempelhalle sehen – genau zu einem riesigen Thron, auf dem Sequus saß. Ein teuflisches Grinsen beherrschte seine Züge.

»Eines ist immer wieder erstaunlich«, sagte Sequus höhnisch. »Von Kaphoon schon erzählte man sich Heldentaten – es scheint, als hätte ein gewisser Björn Hellmark die gleichen Anlagen und Talente geerbt. Kaphoon war ein Kämpfer, ein Draufgänger, ein Abenteurer. In vielen Situationen, wo man meinte, daß für ihn das Ende gekommen sei, hatte er es immer wieder verstanden, voller Geschick einen Ausweg zu finden. Kh'or Shan war für Kaphoon schon immer ein heißes Pflaster. Eine Welt voller Rätsel. Diese Rätsel hat er nie gelöst. Und ich werde dafür sorgen, daß er auch jetzt – nach seiner Wiedergeburt nach über zwanzigtausend Jahren – nicht dahinterkommt, was sich eigentlich damals auf Xantilon wirklich abspielte...«

Hellmarks Lippen bildeten einen schmalen Strich in seinem ernsten Gesicht. Der blonde Deutsche spannte seine Muskeln an. Er versuchte

durch mehrere ruckartige Spannungen und plötzliches Loslassen seine Fesseln zu lockern. Doch die waren hart und unbarmherzig angezogen.

Sequus lachte leise. Hellmark meinte im ersten Moment, daß dem König der Ursen seine Befreiungsversuche nicht entgangen waren. Doch der Geschuppte amüsierte sich über etwas ganz anderes, wie Björn gleich darauf feststellte.

»Ursprünglich hatte ich vor, dich auf der Stelle töten zu lassen«, sagte Sequus grausam. »Aber manchmal ändert man eben seine Meinung. Du bist zu einem äußerst günstigen Zeitpunkt hier eingetroffen. Die Zeit zum Aufbruch des dritten Siegels ist gekommen. Ich möchte, daß du davon Zeuge wirst. Und dann wird dein Leben enden. Du sollst noch den Triumph erleben, daß jene Welt, auf der Molochos seine ersten Pläne schmiedete, neu auftaucht. Damit wird ein weiterer Brückenkopf geschlagen, von dem aus dann das endgültige Gericht der dämonischen Herrscher über die erfolgen wird, die seinerzeit Xantilons Feuersturm entkamen. Zu viele konnten sich retten. Dies war Molochos' Fehler…«

Hellmark starrte auf den. Sprecher. Das Gesicht des Deutschen war wie aus Stein gemeißelt, und er schien in seiner Ratlosigkeit selbst wie ein Teil des felsigen Totempfahl zu wirken.

Zum ersten Male in seinem Leben vernahm Björn Kritik aus dem Mund eines Dämonischen, die selbst einen Dämonischen betraf.

Hinter allen grausamen und unheimlichen Ereignissen, die durch dämonische Helfershelfer in allen Teilen der Welt irgendwann während der letzten Jahrhunderte oder Jahrtausende ausgeführt worden waren, steckte Molochos – dieser Schluß zumindest wäre logisch gewesen. Molochos war ein Mensch der ersten Stunde, der sich mit Leib und Seele der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my verschrieb, um gnadenlos und unbeschränkt über viele Welten, Zeiten und Räume herrschen zu können.

Auf Xantilon, das wie das legendäre Atlantis, wie Galameria und Lemuria einer der Urkontinente der Erde gewesen war, hatte Molochos, der Schwarze Priester, seinen Angriff gestartet. Es war ein erster Versuch, alles Leben zu unterjochen und zum absoluten und alleinigen Herrscher zu werden.

Nur zum Teil war ihm geglückt, was er sich damals vornahm. Instinktiv fühlte Björn, daß er in seinem Leben als Kaphoon offensichtlich manches zerstört hatte, was Molochos aufbaute, und das ihn schließlich den absoluten Herrschaftsanspruch kostete.

So alt wie die Geschichte Xantilons war die Feindschaft zwischen dem ihm unbekannten Herrscher, dem man den Beinamen ›Toter Gott‹ gab und dessen Sohn er als Kaphoon offensichtlich gewesen war. Doch selbst aus dem ›Buch der Gesetze‹ war nicht zu erfahren gewesen, wie die Dinge seinerzeit über die Bühne gegangen waren. Das Gesetzbuch

der Alten beschrieb auch weniger die Zeit und das Leben damals auf Xantilon, sondern war mehr als prophetisches Werk auf die Zukunft gerichtet zu betrachten.

Die künftigen Aktivitäten des Molochos' waren darin zum Teil ausgeführt. Schon jetzt aber war eindeutig zu erkennen, daß Molochos seine Pläne zum Teil grundlegend geändert hatte. Er führte sie anders aus. Beabsichtigte er, das Rad der Geschichte zurückzudrehen und noch mal dort anzufangen, wo er seinen kapitalen Fehler gemacht hatte?

Hellmark wurde das Gefühl nicht los, daß die Palette der Gefahr in der Zwischenzeit eher reicher denn ärmer geworden war.

Er mußte sich eine schreckliche Tatsache eingestehen. Diese Wesen, von denen aus die Hauptgefahr ging – verstanden es vortrefflich, im Hintergrund zu bleiben und die Fäden nur zu ziehen. Dazu gehörten Rha-Ta-N'my, Molochos, Mandragora und nun Sequus, den er kennengelernt hatte… alle anderen Feinde, mit denen er mehr oder weniger intensiv zu tun gehabt hatte, standen auf einer niederen Ebene. Er hatte immer nur kleine Kriege gewonnen, aber keine Schlacht. Wenn er all die Dinge, bedachte, die er in der näheren und weiteren Vergangenheit erlebt und überstanden hatte, dann kam es ihm so vor, als ob die Heere der Dämonen einer Hydra mit tausend Köpfen glichen. Schlug man ihr einen Kopf ab, wuchsen zwei neue nach…

Das Übel an der Wurzel packen, zuckte der Gedanke in seinem Bewußtsein auf.

Was kann ich tun? schrie es in ihm. Sein Ruf galt Al Nafuur, dem Zauberpriester der Weißen Kaste aus dem fernen Xantilon. Al Nafuur hatte mit seinen Getreuen, wie Molochos, das ewige Leben erlangt. Doch nicht mit dämonischer, sondern auch göttlicher Gnade. Körperlos existierte sein unsterblicher Geist in einer vom Licht erfüllten Ebene zwischen Diesseits und Jenseits. In vielen, schier ausweglos erscheinenden Situationen hatte Al Nafuur bewiesen, daß ihm das Leben seines Schützlings Björn Hellmark sehr viel bedeutete. Unter eigener Gefahr – die Björn sich jedoch nicht vorstellen konnte, wie sie aussah – hatte er aus seiner geistigen Welt heraus Kontakt mit ihm aufgenommen. Er konnte sich das Risiko für Al Nafuur nur so erklären, daß der befürchten mußte, von dämonischen Geistströmen aufgespürt und attackiert zu werden.

Die Warnung im Traum hier in dieser Dimension war durch ihn gekommen. Al Nafuur hatte die Annäherung der beiden Todesboten der Apokalypta wahrgenommen und erkannt, daß Hellmark allerhöchste Gefahr drohte.

Gib mir einen Rat, Al Nafuur! dachte Hellmark intensiv. Wenn du etwas erkennst, was ich nicht erkennen kann, teile es mir mit.

Sequus' teuflisches Lachen ließ ihn zusammenfahren. »Da ist niemand, der dir helfen könnte, Björn Hellmark. Weder Freunde aus Fleisch und Blut, noch einer, der nur aus Geist besteht. Deine Stunde hat geschlagen! Und die Aussichten Molochos', sein Ziel zu erreichen und die versprengt wirksam werdenden Kräfte zu vereinen, sind um ein Vielfaches gestiegen.«

Sequus war ein Teil der Überlegungen Hellmarks nicht entgangen. Die telepathischen Qualitäten des Ursenkönigs waren unbestreitbar.

Björn biß sich auf die Unterlippe. Seine Lage war verzweifelt. Sequus wollte ganz offensichtlich hier ein Exempel statuieren, um zu beweisen, daß er, der einem anderen Volksstamm angehörte, nicht geringere Führungsqualitäten besaß, die ihn möglicherweise' an die Stelle des Molochos' rücken konnten…

Eine wahnwitzige Idee stieg in Björns Bewußtsein auf. Man müßte die beiden gegeneinander aufhetzen! Molochos hatte seine Ziele, aber es war ganz eindeutig zu erkennen, daß auch Sequus eigene Pläne verfolgte.

Doch dies waren nicht die Zeit und der Ort, um darüber Gedankengänge anzustellen. Er hatte nicht die geringste Möglichkeit, irgend etwas an den Vorgängen zu ändern. Hilflos an die steinerne Totensäule gebunden, war er der Gnade und Ungnade des dämonischen Schuppenwesens ausgeliefert.

»Niemand mehr ist imstande die Kettenreaktion, die mit dem Bruch des ersten Siegels sich ereignet hat, noch aufzuhalten«, fuhr Sequus ungerührt fort. »Es wäre wirklich schade gewesen, wenn meine beiden Freunde es geschafft hätten, dich zu töten. Dann hätte ich den Triumph, wie er mir nur zuteil wird, nicht mehr erleben können… und das wäre doch schade gewesen… ah, da sind ja meine beiden Freunde…«

Genau in Björns Blickfeld befand sich auch der Thron mit den Siegeln, die grauenvolle Ereignisse heraufbeschwören sollten.

Noch waren nicht alle erbrochen. Er hatte gehofft, aufkeimende Gefahr im Ansatz zu ersticken. Doch Sequus und seine Helfer waren stärker gewesen.

Die beiden Berittenen, deren durch Pepes parapsychischen Angriff verbogene Schwerter wieder einwandfrei geformt waren, hätten ohne die geringste Schwierigkeit nun die Möglichkeit gehabt, ihm den Garaus zu machen. Doch jetzt interessierte sie das offensichtlich nicht mehr. Sequus hatte Grausameres vor…

Die beiden schwarzen Reiter erreichten den Thron mit den Siegeln. Der zuletzt aus dem Nichts gerufene Spukritter hatte den Auftrag, das dritte Siegel aus der dritten Stufe herauszulösen.

Offenbar gab es hier ein genau einzuhaltendes Gesetz, das befolgt werden mußte, damit geschehen konnte, was man erwartete.

Mit einem einzigen Hieb wurde das eingesetzte Siegel herausgeschlagen und von dem schwarzen Ritter zertrümmert.

In der gleichen Sekunde tauchte der dritte Reiter auf. Er kam aus dem Nichts wie die Gespenster zuvor. Er war schwarz und trug eine Rüstung wie die beiden anderen. Es gab nichts an ihm, was ihn von diesen zwei unterschieden hätte.

Doch diesmal war es nicht nur die Ankunft des dritten Boten der Apokalypta, sondern es trat noch mehr auf.

Sequus hatte es angekündigt, und es war Björn, als höre er die dröhnende, höhnisch klingende Stimme in seinem Bewußtsein. »Ein Teil des alten Xantilon wird wiederkommen. Dies sollst du noch erleben – damit du weißt, welche Zeit auf der Erde angebrochen ist.«

Es schien, als würde sich plötzlich unter den steinernen Platten etwas bewegen, was diese emporhob.

Krachend bildeten sich Risse und Spalten. Die Platten sprangen auseinander, als ob sie einer großen Hitzewelle ausgesetzt würden.

Das Wasser in der Bucht begann zu sprudeln und zu kochen. Blasen und heiße Dämpfe stiegen auf.

Im Untergrund des unter freiem Himmel liegenden Tempels kamen Ursen und Feuermenschen aus Kh'or Shan heran und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Ungerührt blieben die drei schwarzen Reiter in Sequus' unmittelbarer Nähe stehen und blickten zum Ende der Bucht vor. Dahin hatte auch der König der Ursen den Blick gerichtet.

Ein dumpfes Rumpeln und Donnern kam aus der Tiefe der Erde.

Der Boden unter Björns Füßen schwankte gewaltig. Mehrere Platten zersprangen gleichzeitig und fauchende, feurige Blasen und flüssige Lava spritzte aus Löchern und Ritzen.

Jener Teil mit der Totensäule, die die reliefartigen Kampfszenen aus einem ihm unbekannten Mythos trug, löste sich wie unter dem Hieb eines riesigen, unsichtbaren Schwertes vom restlichen Teil der großen, offenen Tempelhalle ab.

Dann veränderte das Meer seine Farbe. Es wurde erst hellrot, dann dunkelrot und sah aus, als ob darin das Blut ganzer Armeen vergossen würde.

Aber es war kein Blut, das sich aus der Tiefe emporhob – es war Feuer! Die Bucht um ihn verwandelte sich in einen zischenden und sprudelnden Lavasee.

Das Wasser wurde dickflüssig, und dicke Gesteinsbrocken schwammen darin herum, als ob es Teile einer Stadt, die Opfer eines Vulkanausbruchs geworden war, mit sich reiße.

Der Plattenboden rund um Björns Füße zerbrach vollständig. Nur noch ein schaler Rand blieb, und der riesige Steinbrocken, an dem er hing, driftete – bedrohlich schwankend – mit dem Strom der

glutflüssigen Lava weiter vom Uferrand fort.

Das ganze Meer rundum, so weit das Auge reichte, schien nur noch aus Lava zu bestehen. Der dickflüssige Brei wälzte sich zäh und langsam Richtung Firmament. Meter für Meter löste er sich von Kh'or Shan, als existierte hier eine unsichtbare Barriere, wo er nicht weiter konnte.

Die Reliefsäule, an die er gebunden war, senkte sich bedrohlich tiefer in das Lavameer, in dem er befürchten mußte, zu versinken.

Sequus' höhnisches Lachen begleitete ihn und dröhnte, wie von unsichtbaren Lautsprechern verstärkt, weit über das Meer. »Lebe wohl, Björn Hellmark alias Kaphoon, Sohn des Toten Gottes… bald wirst du mit denen vereint sein, die dir vorausgingen, wir werden uns nie wiedersehen.«

*

Das Schweigen von U 77 führte in einer geheimen Kommandozentrale auf Hawaii zu hektischer Betriebsamkeit.

Der General – Stuart Houseman – nahm sofort Kontakt zu verschiedenen Commandern auf, deren Schiffe am Einsatz dieses geheim gehaltenen Manövers beteiligt waren.

Darunter befand sich auch die VICTORY, ein fünfundzwanzigtausend Tonnen großes Schiff, das mit mehreren schweren Geschützen, drei Abfangjägern und fünf großen Hubschraubern bestückt war. Die VICTORY hielt sich zum Zeitpunkt des unerklärlichen, rätselhaften Vorgangs am nahesten dort auf, wo die Position von U 77 hätte geortet werden können.

Diese Zahlen waren nur der Kommandantur auf Hawaii bekannt. Und die gab General Houseman nun bekannt.

Es ging darum, einen geheimnisvollen Vorfall aufzudecken und das Schicksal der Besatzung so schnell wie möglich zu klären.

Daß dieser nächtliche Einsatz so dramatisch sich zuspitzen würde, hätte kein Mensch für möglich gehalten. Es bestand überhaupt keine Veranlassung dazu.

Doch nun mußte man sich Sorgen machen. Warum meldete die Besatzung von U 77 sich nicht mehr?

Die elektronischen Ortungsinstrumente registrierten keine besonderen Vorkommnisse. Der erste Gedanke, daß möglicherweise eine Explosion an Bord das Boot vernichtet hatte, lag nahe. Doch dem war nicht so. Die Funkanlage von U 77 sprach einwandfrei an. Aber niemand antwortete.

Das ließ einen anderen Schluß zu. Im Innern des Bootes mußte die Sauerstoffversorgung ausgefallen sein. Damit befand sich die Besatzung in höchster Gefahr oder war vielleicht schon tot…

Aber auch dieser Verdacht ließ sich bei näherein Hinsehen nicht aufrechterhalten. So schnell konnte der Sauerstoff nicht entweichen, daß keiner mehr an Bord die Möglichkeit fand, einen Hilferuf abzuschicken.

Da war einiges mehr als faul…

In der geheimen Zentrale auf Hawaii wurde man unruhig.

Man war es nicht weniger auf der VICTORY, wo Commander Phil Franklin über alle Verdachtsmomente und Notwendigkeiten informiert war, damit er sich ein Bild machen konnte.

Die VICTORY gehörte zur Bauserie B 3. Sie war nicht besonders groß, aber schnell und mit einigen Besonderheiten ausgestattet, was bisher auch gegnerischen Agenten unbekannt war.

So gehörten zu dieser Sonderausstattung drei Miniatur-U-Boote, die von jeweils vier Mann Besatzung bedient werden konnten.

Diese Miniatur-Unterseeboote waren atomgetrieben und enthielten einen Atomsprengsatz, der die Wirkung der Bombe von Hiroshima um das Fünfzigfache übertraf.

Bei einer Eskalation im Kriegsfall sollte dieser Waffe auf dem Meer entscheidende Bedeutung zukommen.

Außer ihrer hochwirksamen Sprengkraft hatten die Miniatur-Unterseeboote den Vorteil, daß sie als eine Art Unterseeaufklärer eingesetzt werden konnten und die Besatzung ihre Wahrnehmungen an das Mutterschiff weitergab.

Inwieweit die Ausrüstung der VICTORY mit der von U 77 konkurrieren konnte, hatte man auch testen wollen. Ein Einsatz der Miniatur-Unterseeboote war für einen späteren Zeitpunkt vorgesehen. Nun kamen sie zum Zug, ohne daß diese schon geplant war.

Doch besondere Vorkommnisse erforderten besondere Maßnahmen.

Knapp eine halbe Stunde nach Bekanntwerden der Tatsache, daß irgend etwas mit U 77 nicht stimmte, verließ eines der Miniatur-Unterseeboote die Bucht.

In vorbereiteten Becken, ohne die tödliche Atomwaffe an Bord, lagen die drei Miniaturboote im Bauch der VICTORY.

Das für die Suchaktion vorbereitete Boot war wenig später startklar.

Es glitt tiefer in den Schacht, der eine tunnelartige Röhre bildete. Dann wurde das U-Boot wie ein Torpedo aus diesem speziell vorbereiteten Aufbewahrungsraum ausgestoßen.

Die Aggregate arbeiteten einwandfrei. Alle Systeme an Bord funktionierten. Die vier Männer an Bord gaben die ersten Werte nach oben.

Ihre Aufmerksamkeit galt den Instrumentenanzeigern und dem Solarschirm, der jedoch noch kein Bild brachte.

Obwohl der Position nach U 77 nur unweit der Tauchstelle liegen konnte, war kein Bild auf dem Schirm auszumachen. Dies sprach für die ausgezeichnete Legierung. Die schluckte die reflektierten Wellen, als wären sie gar nicht vorhanden…

Die elektronische Ortung versagte vollkommen. Diese Erkenntnis war nichts Neues und bestätigte die Ergebnisse des bisherigen Tests.

Wären die genauen Angaben durch U 77 nicht selbst vorhanden gewesen, hätte die Suche sich über viele Stunden erstreckt. Nur durch Zufall wäre man dann vielleicht auf das gesuchte U-Boot gestoßen.

Eine Viertelstunde nach dem Einsatz des Miniatur-U-Bootes wurde man fündig.

»Da ist sie! Wir haben U 77 entdeckt…«, meldete Clark Snowdon, erster Offizier und Commander des Suchschiffs, nach oben. »Allerdings ist sie noch immer nicht auf dem Solarschirm zu erkennen. Nur durch direkte Sicht können wir sie wahrnehmen…«

Snowdon gab genauen Bericht. Militärisch knapp und präzis teilte er mit, was er entdeckt hatte. Sie umrundeten U 77 zweimal. Das Boot wies nicht die geringste Beschädigung auf. Lautlos glitt es mit der Strömung – den eigenen Antrieb abgeschaltet – durch sein Element.

Zwischen dem Miniatur-Unterseeboot, der VICTORY und der Kommandantur auf Hawaii hatte man eine Konferenzschaltung vorgenommen, um jeder neuen Situation auch von allerhöchster Stelle aus mit den richtigen Maßnahmen und Entscheidungen gerecht zu werden.

Unmittelbar neben U 77 liegend, die im Vergleich zu dem Miniatur-U-Boot, wie ein Gigant wirkte, nahm Clark Snowdon mit voller Sendeenergie Kontakt zum Funklabor auf.

»Nun macht keinen Unsinn, Jungens«, meldete er sich, »und sagt mir guten Tag. Wir haben euch gefunden.« Dann nannte er das Codewort. Dies war vereinbart für den Fall, daß es irgendeinen Zwischenfall gab, der nur durch direkten Kontakt zwischen beiden Parteien geklärt werden konnte.

Doch selbst auf dieses Codewort reagierte niemand.

Die Kameraden in dem Suchboot sahen sich betroffen an.

Nachdem sie U 77 ausgemacht hatten, waren sie noch immer überzeugt davon, daß offensichtlich nur ein geringfügiger technischer Defekt dafür verantwortlich zu machen sei, weshalb sich das Schiff nicht meldete.

Doch da schien es in der Tat ernstere Gründe zu geben.

An Bord brannten noch alle Lichter. Die Bullaugen waren hellerleuchtet. Clark Snowdon, neunundzwanzig Jahre alt, breitschultrig, muskulös, sportlich gestählt, ließ sich zu einem risikoreichen Unternehmen hinreißen.

So nah wie möglich steuerte er das Miniaturboot an die

Fensterreihen von U 77 heran. Die kleinen Bullaugen ermöglichten eine nicht gerade hervorragende Sicht, doch im Notfall griff man eben zum letzten Strohhalm.

Die Geschwindigkeit des Miniaturbootes war der von U 77 angepaßt. Dann endlich lag der kleine, zigarrenförmige Körper neben dem zu ihm im Vergleich wirkenden Riesen, und die Bullaugen befanden sich in gleicher Höhe zueinander.

Im Innern der kleinen Kommandozentrale wurden alle nur entbehrlichen Lichter ausgeschaltet.

Geisterhaft grün und fahl leuchteten die Instrumentenanzeiger.

Um so heller wirkte das Licht aus dem Innern von U 77.

Die Männer preßten ihre Gesichter an das dicke Glas.

Da war die Kommandozentrale von U 77 – leer… Da war das Funklabor – leer…

Die vier Männer von der VICTORY hielten den Atem an.

»Das gibt es doch nicht!« entfuhr es einem von ihnen. »Die können sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst haben…«

Aber genauso sah es aus. In dieser Tiefe hatte keiner das Boot verlassen können. Das widersprach allen Naturgesetzen. Die Männer wären zusammengedrückt worden, als hätte eine Dampfwalze sie überrollt…

»Hallo!« machte die Stimme des Commanders aus dem geheimen Hauptquartier auf Hawaii sich bemerkbar. »Was ist denn los? Warum hört man denn nichts mehr von euch? So meldet euch doch!«

Mit belegter Stimme informierte der erste Offizier den General auf Hawaii von ihren Wahrnehmungen.

Sie umrundeten U 77 auf diese Weise zweimal, ohne die geringste Spur von den Kameraden darin festzustellen:

Clark Snowdon beschrieb in dieser Zeit ganz genau das Aussehen der Kabinen und die Eindrücke, die sie vorfanden.

»Jetzt müßte man halt hinübergehen können, um an Ort und Stelle nachzuprüfen, was da wirklich los ist«, murmelte einer der vier Männer in der engen Kabine.

Dem wollte Clark Snowdon noch etwas hinzufügen.

Doch dazu kam es nicht mehr.

»Was ist denn das?« fragte in diesem Moment Tommy, der jüngste der Mannschaft, der für den reibungslosen Funkverkehr in dem Miniatur-U-Boot verantwortlich war. »So etwas habe ich ja noch nie gesehen…«

Damit meinte er das violette Leuchten, das lautlos und schnell näher kam.

Einige Sekunden lang herrschte betretenes Schweigen.

Die vier Männer in dem Suchboot hatten nur Augen für das geheimnisvolle Licht, das wie ein Schleier aussah und von der

unterseeischen Strömung herangetragen wurde.

Der Umfang war gewaltig. Bald füllte das Licht so stark ihr Blickfeld aus, daß sie links und rechts, darüber und darunter nichts mehr von der ursprünglichen Färbung des Meeres wahrnehmen konnten.

»Was seht ihr? Hallo – was geht da unten bei euch vor?« General Houseman auf Hawaii war deutlich anzuhören, daß er sich sorgte wegen des Verhaltens der Männer, die offenbar vergessen hatten, ihm mitzuteilen, was sie sahen.

»Ein Licht, General…«, murmelte Clark Snowdon mit dumpfer Stimme.

»Was für ein Licht? Was ist so besonderes daran?«

»Es ist violett. Es kommt direkt auf uns zu. Jetzt ist es genau vor den Sichtfenstern…«

»Auftauchen!« befahl General Houseman. »Sofort auftauchen. Das ist ein Befehl!«

Das Licht dran durch das Glas und durch die stählernen Wände des Miniatur-Unterseebootes.

Die vier Männer waren wie gelähmt.

»Auftauchen! Verdammt noch mal! Habt ihr denn nicht gehört?!«

Da erst schien die Stimme aus den Lautsprechern in ihr Bewußtsein vorzudringen.

»Nichts wie hoch«, brüllte Clark Snowdon. »Alle Mann auf ihre Plätze…«

Snowdon schaltete die Maschine auf volle Kraft. Die stählernen Flügel der Schiffsschraube drehten sich rasendschnell, das Wasser hinter dem Heck des Miniatur-Unterseebootes wurde schäumend und sprudelnd durchgedreht.

Das kleine Suchschiff schien sich förmlich von dem großen, dunklen Leibe U 77 abzustoßen.

Es entfernte sich genau in entgegengesetzter Richtung des Lichts, das wie ein riesige, zerfließendes Gespenst durch die massiven Stahlwände kroch.

Sie konnten ihm nicht entfliehen. Es war im Innern der Kabine. Jetzt berührte es sie – während das Miniatur-Unterseeboot rasch aufstieg und Richtung VICTORY strebte…

*

Auf der VICTORY zeigte man sich besorgt.

Wenn Phil Franklin, der Commander des Kriegschiffes, so nervös auf und ab ging und aussah, als hätte er in eine saure Zitrone gebissen, dann war etwas im Busch…

»Da kommen sie!« sagte der Torpedomeister, der mit einem

Kameraden die Solarschirme überwachte.

Sie versuchten Funkkontakt zur Mannschaft Clark Snowdons aufzunehmen. Da meldete sich auch jemand. Doch die Stimmen waren so schwach, daß man sie kaum vernehmen konnte.

Was war da los?

Auf der VICTORY waren alle Maßnahmen getroffen, mit einer Gefahr fertig zu werden.

Die Männer im Innern des Schachtes, durch den das Miniatur-Unterseeboot wieder in den Leib des Mutterschiffs zurückkehrte, waren bewaffnet und hielten die Gewehre entsichert gegen die Hüften gepreßt.

Wenn immer sich etwas Fremdes, Feindliches zeigen sollte, würden sie dem konsequent begegnen.

Dies war die Losung, die Commander Franklin ausgegeben hatte.

Franklin selbst tauchte im Schacht auf.

Die letzten hundert Meter hatte das Miniatur-Unterseeboot nicht mehr aus eigener Kraft geschafft. Irgendwie mußten die Burschen an Bord verrückt spielen. Von der VICTORY aus hatte man das kleine U-Boot auf Funkleitstrahl genommen und so sicher in den Schacht geleitet.

Bei allen diesen Aktionen stand Phil Franklin in steter Verbindung mit Stuart Houseman auf Hawaii.

Houseman schärfte den Männern äußerste Vorsicht ein.

»Nichts übereilen! Haltet uns hier ständig auf dem laufenden! Wir wollen über jeden eurer Schritte unterrichtet sein…«

»Jawohl, Sir«, sagte Franklin mit klarer, fester Stimme. »Auch wir hoffen, gleich näheres zu wissen…«

Seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

Die Schotten des Klein-U-Bootes öffneten sich nicht.

Mehrere Male rief Franklin persönlich seinen ersten Offizier Snowdon an, ohne daß er irgendwie reagierte.

Vorsichtige Blicke durch die beleuchteten Fenster in das Innere des Klein-U-Bootes. Da war nichts zu sehen.

»Sir… sie sind verschwunden. Genauso wie die Besatzung von U 77!« Franklin war ein Mann, der mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen stand. Man merkte seiner Stimme an, daß er sich allergrößte Mühe geben mußte, ruhig und gefaßt zu bleiben. Hier nämlich kam er mit seinem sogenannten normalen Menschenverstand nicht weiter…

Sie mußten sich den Zugang zum Klein-U-Boot mit Gewalt verschaffen.

Schweißbrenner traten in Tätigkeit.

Die Arbeit dieser Männer wurde von bewaffneten Soldaten überwacht. Auch Phil Franklin beobachtete die Vorgänge ganz genau.

Der kleine Schacht, in dem die drei Klein-U-Boote lagen, glich einem Heerlager.

Funksprüche gingen hin und her, über Tausende von Seemeilen hinweg. Houseman machte Vorschläge, Computer waren im Einsatz, die jeden Hinweis, der von der VICTORY kam, speicherten und auswerteten.

Auch das von Snowdon und seinen Kameraden gemeldete Licht war in seiner Beschreibung bereits eingegeben und ausgewertet. Ein ähnliches Phänomen hatte man noch nicht beobachtet.

Merkwürdigerweise gaben die Computer jedoch einen Hinweis, der die rätselhaften Vorgänge um das Bermuda-Dreieck betrafen. Auch dort hatten verschiedene Zeugen Lichterscheinungen gesehen. Kurze Zeit darauf waren oft Menschen, ob sie sich nun in Flugzeugen oder Schiffen befanden, spurlos verschwunden.

Hatte das eine mit dem anderen etwas zu tun?

Wirkten sich die Kräfte, die in einigen Kreisen sehr ernst, in anderen wiederum mit Lachen quittiert wurden, neuerdings auch hier in diesen abgelegenen Winkeln am Ende der Welt aus? Gab es hier gewissermaßen ein zweites Bermuda-Dreieck?

Fragen über Fragen – und keine Antworten!

Dann waren die Luken frei. Insgesamt an zwei Stellen gleichzeitig hatte man eine Öffnung in das Klein-U-Boot geschweißt.

Die Ränder kühlten ab. Heiße Luft stieg die Schachtdecke empor.

Phil Franklin stellte zwei Gruppen von Freiwilligen zusammen, die zur gleichen Zeit, bis an die Zähne bewaffnet, in das Klein-U-Boot eindringen sollten. Er selbst führte die eine Gruppe an…

Franklin stand über die Lautsprecheranlage sowohl mit seinen Leuten auf der VICTORY in Verbindung, als auch durch die immer noch existierende Konferenzschaltung mit General Houseman.

Franklin stieg in den ersten Schacht. Er setzte seine Füße auf die Stufen der Metalleiter. Stiege für Stiege ging er nach unten. Er hielt Ausschau nach etwas Besonderem, vor allem nach dem Licht, von dem Snowdon gesprochen hatte…

Er konnte nichts sehen.

»Snowdon!« rief er. Seine Stimme hallte durch das Innere des Bootes. Die nur mehrere Quadratmeter durchmessende Metallröhre, in der sich auf engstem Raum die Kommandokabine, eine winzige Küche und die Schlafräume der Männer befanden, ließ sich auf einen Blick überschauen.

Jede eventuell hier lauernde Gefahr wäre von den Eindringlingen sofort registriert worden.

Aber die Gefahr mußte lautlos gekommen sein. Wie ein Dieb in der Nacht.

Das rätselhafte, violette Licht…

Snowdon und seine Begleiter hatten es eindeutig beschrieben, ihre Aussagen befanden sich auf Band, jederzeit wieder abrufbar.

Die letzte Stufe. Franklin hatte wieder festen Boden unter den Füßen. Hinter ihm drang sein Begleiter durch den Schacht. Danach der dritte. Jeder nahm sich einen Raum vor. Der eine die Küche. Der andere die Schlafkammer.

Die Männer hielten Pistolen in der Hand. Sie wußten nicht weshalb.

Unwillkürlich hielten die eingedrungenen Männer den Atem an. Und da hörten sie plötzlich etwas.

Eine winzige, ferne, dünne Stimme!

»Commander… Commander…«

Was war das?

Phil Franklin lief es eiskalt über den Rücken. Wer rief ihn an?

Nervös blickte er sich um.

»Commander! Da – rechts neben ihnen!« Franklins zweiter Begleiter wirkte bleich. Seine Augen waren weit aufgerissen. Er deutete auf einen dunklen, sich bewegenden Fleck an der Kante des Tisches mit den Funkapparaten. »Commander«, entrann es den zitternden Lippen des Mannes. »Die Fliege dort – sie hat gerufen…«

»Jefferson!« reagierte Franklin scharf. »Haben Sie wieder getrunken?« Franklin mußte sich im stillen gestehen, daß er seine eigene Erwiderung äußerst banal empfand.

»Commander… hallo, Commander! Können Sie mich sehen?« Die dünne Stimme schien aus unendlicher Ferne zu kommen.

Da wandte Phil Franklin den Blick. Er sah sich die »Fliege« näher an.

Er beugte sich nach vorn… hätte ihm jetzt jemand mit der Faust einen Schlag ins Gesicht versetzt, seine Reaktion wäre kaum gelinder ausgefallen.

Er fuhr heftig zusammen.

Er näherte sein Gesicht ganz dicht der Stelle, wo sein Begleiter Jefferson die »Fliege« entdeckt hatte.

Da krabbelte etwas, aber es bewegte sich nicht in der Art, wie ein Insekt sich bewegte. Es bewegte sich wie ein winzig kleiner Mensch!

Die Fliege war nicht dunkel, sondern hell.

Es war ein Mensch, der sich da in der Kerbe des Metallrandes schützend verkrochen hatte und nun herauswand! Er war kleiner als eine Fliege!

Und dann war der Teufel los.

*

»Carminia!« entrann es entsetzt seinen Lippen. »Das ist doch nicht

dein Ernst… ich kann doch nicht…«

»Verliere keine Zeit, Pepe! Lauf! Es geht um unser Leben…«

Sie gab ihm einen leichten Schubs. Sie konnte es nicht verantworten, ihn heftig nach vorn zu stoßen, sonst wäre er in den Schacht gestürzt.

»Keine Fragen! Immer nur weiter!«

Der Junge gehorchte und stürmte über die Treppe nach unten. Sie war steil und schmal.

»Paß' auf! Damit du nicht ausrutscht…«

Schon war sie hinter ihm und bewegte sich schnell und federnd. Keine Sekunde zu früh tauchte auch sie in den unterirdischen Schacht.

Da waren die Ursen heran. Mehrere geschuppte Hände mit Schwimmhäuten zwischen den Fingern griffen nach ihr. Die dämonischen Feinde wollten die Flucht in den unterirdischen Eingang verhindern.

Carminia Brado tauchte blitzschnell unter den Händen weg.

Sie warf den Kopf herum.

Im Nu war der Schachteingang von Ursen umstanden. Wie eine lebende Mauer umringten sie den Rand. Verwirrt starrten sie in die Tiefe.

Carminia Brado lief schnell zwei, drei weitere Stufen nach unten, hinein in das fluoreszierende Licht und erreichte jene Bezirke der Treppe, auf denen die Knochen unbekannter Eindringlinge wild durcheinander lagen.

Pepe verfing sich mit den Füßen in den Skeletten.

Die Knochen klapperten morsch und hohl, als er die Skelette abzuschütteln versuchte.

Es war nicht einfach, die steile Treppe nach unten zu gehen. Die Stufen waren nur schmal, wenig breiter als die Sprossen einer Leiter.

Die Brasilianerin machte sich Sorgen. »Paß' auf, Pepe! Lauf' so schnell wie es geht – aber nicht danebentreten…«

Das war einfacher gesagt als getan. Mehr als einmal wankte Pepe bedrohlich nach vorn. Er mußte dann sein Gewicht verlagern, um nicht von der schmalen Stiege abzurutschen.

Die Knochen auf den Stufen behinderten ihr rasches Fortkommen.

Mehrere Skelette kamen ins Rutschen. Die Knochen kullerten über die schmalen Stufen, blieben auf einem Treppenabsatz liegen und bildeten kleine Berge.

Dann endlich erreichten Carminia und Pepe die breite Plattform.

Von hier aus waren es etwa sechs bis sieben Meter nach oben zum Schachteingang, den einige Ursen kurzerhand überwanden.

Pepe taumelte wie ein Betrunkener auf der Plattform und versuchte sich aus den Knochen zu befreien, die ihm bis über die Kniegelenke reichten.

Er griff in die fahlen Skelette, die morsch und hohlklingend auseinanderfielen, als er sich befreite.

Der Junge starrte nach oben, wo die Ursen sich als dunkle Silhouetten gegen die quadratische Schachtöffnung abzeichneten.

»Sie kommen, Carminia!« kam es leise und nervös über die Lippen des Knaben. Er warf einen raschen Blick zur Seite. Dort ging die Treppe scharf gewunden weiter in den Boden dieser unbekannten Welt, die so viele Geheimnisse und Rätsel barg. Auch hier lagen viele Skelette und einzelne Knochen herum.

Es schien, als hätte dieser Schacht irgendwann mal vor langer Zeit einem Volk als eine Art Friedhof gedient. Wie es in Indien die berühmten Leichentürme gab, wo den Toten von Aasvögeln das Fleisch von den Knochen gezupft wurde, so schien das unbekannte Volk diesen unterirdischen Stollen als Bestattungsort für seine Toten benutzt zu haben.

Doch ganz so war es nicht, wie Pepe gleich darauf erkannte.

Carminia und der Junge bewegten sich auf der steilgewundenen Treppe nach unten, während die ersten Ursen die oberen Stufen betraten, um ihnen zu folgen.

Die fischgesichtigen Widersacher kamen nicht weit.

Sie erreichten nicht mal die vierte Stufe. Da geschah das Unheimliche, Unbeschreibliche.

Es war, als ob sie ein unsichtbares Feld passierten, das von einem Augenblick zum anderen ihre Zellstruktur auflöste.

Da, wo sich eben noch Ursen bewegten, hielten sich plötzlich nackte, fleischlose Skelette auf, deren Knochen fahl in dem aus dem tiefen Nichts kommenden, fluoreszierenden Licht schimmerten.

Wie ein Hauch verwehte das Fleisch, vergingen Seele und Geist.

Die leblosen Knochengestalten stürzten nach vorn, verloren den Halt und kullerten über die Treppe.

Schaurige, hohle Klänge erfüllten das Innere des gespenstischen Schachtes. Es hörte sich an, als ob unsichtbare Hände einen wilden Rhythmus auf den morschen Knochen spielen würden, wie ein Künstler auf einem überdimensionalen Xylophon.

Krachend schlugen die neuen Skelette in die alten Knochenberge.

Fünf Ursen waren dicht hintereinander in den Schacht eingedrungen.

Der zuletzt Eingetroffene versuchte dem Schicksal seiner Stammesgenossen zu entgehen.

Er schaffte es nicht.

Beim Herumwirbeln ereilte es auch ihn. Er entkam der geheimnisvollen Kraft nicht. Sein Fleisch verschwand, als würde all das, was es an beweglichen, mit Blut und Nerven versorgten Teilen seines Körpers gab, von einer unsichtbaren, ätzenden Säure aufgelöst.

Zurück blieb das fahle Skelett, das – im Emporspringen noch – plötzlich zusammensackte und dann klappernd den Weg ging, den auch die anderen gegangen waren.

Der Todesschacht gab keinen mehr frei!

*

Der Junge starrte Carminia mit fiebrig glänzenden Augen an. »Hast du das gesehen?« wisperte Pepe erregt. »Wir müssen hier ’raus, Carminia, es wird uns nicht anders ergehen wie ihnen.«

Da schüttelte die schöne, schwarzhaarige Frau den Kopf. Ihr Gesicht war ernst, blickte aber nicht unzufrieden oder sorgenvoll. »Nein, Pepe! So ist es nicht. Dies gilt nicht für uns.«

»Was willst du damit sagen?«

»Daß dies eine Todesfalle für Feinde ist. Dies ist der einzige, der letzte Zugang zur unterirdischen Stadt des – Hestus’, der in meinem ersten Leben mein Vater war und mich in das Geheimnis der magischen Gärten einweihte. Hoffentlich sind sie noch vorhanden. Es scheint, als wäre es in all den Jahrtausenden niemand gelungen, diese letzte Oase des Hestus’ zu stürmen und die Mächte der Finsternis sich dort manifestieren zu lassen. Wir wurden verschont – ich habe es geahnt, nein, ich habe es gewußt. Wir sind keine Feinde, Pepe. Wir wollen hier nichts wegnehmen und nichts verändern. Ich glaube, hier in den verschollenen Gärten, in denen die Vergangenheit so lebendig ist wie die Gegenwart, werden wir viele Antworten auf Fragen finden, die uns jetzt noch berühren…«

Sie setzten den Weg über die gewundene Treppe in das fluoreszierende Licht fort.

Die Anzahl der Skelette wurde geringer, je tiefer sie in das Unbekannte vordrangen.

Die geheimnisvolle Kraft, die ihnen nicht zusetzte, vernichtete die Feinde schon vorzeitig, ehe sie in die Anlagen der unterirdischen Stadt eindringen konnten.

Für jeden, der nicht guten Willens war, lauerte der Tod in den oberen Bezirken des Schachtes.

Weit war noch keiner gekommen.

Sie überwandten die Schwelle – und nichts geschah ihnen.

Die Skelette, die Eindringlinge aus den verschiedensten Zeiten, blieben zurück.

»Was wird uns dort unten erwarten, Carminia?« fragte der dunkelgelockte Junge und deutete die sich steil nach unten windende Treppe hinab. Ein fahles Leuchten, mit einem dichten, scharf gebündelten Mittelpunkt, schien das Ende der Treppe anzukündigen.

»Die Gärten des Hestus’«, erhielt er zur Antwort. »Sie bewahren das

Geheimnis meines ersten Lebens, Pepe…«

*

Es war alles wie ein Traum.

Das Gefühl für Raum und Zeit war ihm verlorengegangen.

Rani Mahay wurde in diesem Traum wach und hatte Mühe, sich an das zu erinnern, was dem Sturz ins Nichts vorausgegangen war.

Nach und nach kam es wieder in seine Sinne.

Der Aufenthalt in dem riesigen Unterseeboot der Ursen, die Flucht aus dem Abfallbecken, in dem Unrat und Speisereste einem Ätzbad ausgesetzt wurden, der Versuch, den Kommandanten des Ursenbootes zum Auftauchen zu zwingen und die an Bord befindlichen Menschen an Land zu setzen… das letztere hatte etwas Unheilvolles ausgelöst.

Nein!

Jetzt funktionierte sein Gehirn wieder einwandfrei. Siedendheiß fiel es ihm ein, als die Durchblutung der kleinen, grauen Zellen wieder besser funktionierte.

Das violette Licht!

Damit hatte alles begonnen, damit hatte alles einen Abschluß gefunden.

Wie lange lag das zurück? Tage, Stunden, Minuten?

Er befand sich in einer seltsamen Welt mit bizarren Schatten und hatte das Gefühl, sich ständig in Bewegung zu befinden.

Das Rauschen, das ihn umgab, war unerträglich. Er meinte, der Kopf würde ihm zerspringen, so sehr setzte ihm das Geräusch zu.

Rani Mahay streckte die Arme aus und griff um sich. Er rollte über den Boden, ohne sagen zu können, was für ein Untergrund es war.

Felsiger Stein oder sandige Erde? Warum war sein Aufnahmevermögen so beeinflußt?

Er fühlte einen harten Widerstand. Ein hervorspringender Stein? Mahay griff einfach zu. Seine Finger schlossen sich um das Objekt, und im gleichen Augenblick hörte die Gleitbewegung über den Boden auf.

Er zog sich näher an die dunkle, steil hinter ihm aufragende Wand heran.

Schwer atmend blickte er sich um.

Da waren mehrere felsenartige Gebilde, die wie auf einem zähen Brei auf und nieder schwankten, wie Eisschollen in einem Meer.

Dies war nicht mehr das Innere der Zentrale des Ursenschiffes. Ganz bewußt hatte er den blitzschnellen Verkleinerungsvorgang miterlebt. Er war zu einer Mikrobe geworden.

Wo waren die anderen? Conchita Funchal… Capitano Montez…

Rani blickte sich ratlos und verwirrt um, während er sich weiter an

der hervorspringenden Felsnadel festhielt.

Das violette Licht hatte sie alle berührt, und es war selbst für die im Schiff befindlichen Ursen überraschend gekommen. Der Vorgang, der ursprünglich von ihnen ganz bewußt und gesteuert ausgeführt wurde, hatte sich durch irgendeinen Zwischenfall verselbständigt.

Waren sie in die unheimliche Mikroweit eines Utosh-Melosh-Orsh und Nh'or Thruu geschleudert worden, und war auf diese Weise von den Dämonen mit den fast unaussprechlichen Namen ein neues Kontingent von Ursen in der sichtbaren Welt der Menschen angekommen?

Die felsenartigen Gebilde, die ihn wie wachsende und manchmal wieder schrumpfende Kristalle umgaben, wiesen riesige, dunkle Löcher auf.

Erst bei näherem Hinsehen, als sein Blick sich wieder klärte, wurde ihm bewußt, daß es sich bei diesen schwarzen Flecken um große Eingänge handelte.

Vorsichtig richtete der kräftige Inder sich auf.

Es war eine seltsame Traumwelt, in der er sich bewegte und in der alles andere, gemeinsam mit ihm, ebenfalls sich ständig in Bewegung befand.

Er taumelte um den Vorsprung herum, erreichte das erste der großen, in das Innere der kristallähnlichen Gebilde führenden Löcher. Eine eigenartig schummrige und atmende Atmosphäre umfing ihn.

Terrassenförmig und spiralartig gebogen führten flache, schmale Treppen auf ein Podest, das mit seltsam verschnörkelten Säulen versehen war. Diese Säulen trugen Deckengewölbe, von denen bizarre Stalaktiten herabhingen.

»Hallo!« rief er in das Innere der Kristallhöhle. Konnte es sein, daß sich einer der Begleiter, ebenfalls wie er, von diesem seltsamen Gebilde angezogen fühlte?

»Hallo… hallo…«, klang das Echo seiner eigenen Stimme zurück.

Er wollte sich schon umwenden und den Eingang wieder verlassen, als er aus den Augenwinkeln einen Schatten wahrnahm.

Da war doch jemand im Innern der Kristallhöhle! Rani Mahay lief einige der schneckenförmig gedrehten Stufen empor. Sein Ziel war die terrassenartige Plattform. Das Innere der Höhle erinnerte irgendwie an eine Tempelstätte.

Da gab es mehrere Altäre, die mit großen Reliefs versehen waren, die in Form und Größe voneinander abwichen.

Die einen waren rund und oval, die anderen quadratisch oder rechteckig. Andere wiederum wiesen sogar sechs und acht Ecken auf. Das Innere der Tempelhöhle erwies sich als seltsam düster und gespenstig auf ihn wirkend.

Hier nahm er die Bewegung der Mikroweit, in die er geschleudert

worden war, nicht mehr so intensiv wahr wie außerhalb.

Er nutzte die niedrigen Altäre und die spiralförmig gedrehten Säulen als Schutz, um sich Schritt für Schritt an jenen Altar heranzuarbeiten, hinter dem er die Bewegung wahrgenommen hatte.

Da sprang das, was er beobachtet hatte, plötzlich in die Höhe.

Ein Urse! Nein – mehrere. Kaum, daß der erste auf den Beinen stand, schoben sich wie Pilze aus dem Boden drei, vier andere nach, die sich hinter dem Altar verborgen gehalten hatten.

Doch ihre Aufmerksamkeit galt nicht dem Eindringling Rani Mahay, sondern etwas anderem.

Was sie verfolgen, verließ im gleichen Augenblick ein Versteck zwischen Altar und Säule und flatterte wie ein Vogel durch die Luft.

Es war sehr klein. Nicht größer als ein Vogel. Es hatte die düstere Farbe der Säulen und Steine und war mit dem Augen nur schwer auszumachen.

Kleine, mattschimmernde Flügel trugen den Vogel schnell in die Höhe.

Da zeigte sich, daß sich die fünf Ursen nicht ganz unvorbereitet in dieser Tempelhöhle aufhielten.

Sie waren alle bewaffnet. Mit seltsamen, netzartigen Lassos, die sie schwirrend durch die Luft warfen und die sich selbst wie Schlangen blitzschnell in die Richtung des davonfliegenden Vogels bewegten.

Diesem massiven Angriff konnte der kleine Kerl nichts mehr entgegensetzen.

Er versuchte verzweifelt und flügelschlagend die ihn umzischenden Schlingen zu umgehen.

Zwei erwischten ihn. Das reichte. Die grauen, elastischen Schlingen wandten sich wie lebende Lianen um die Beine und einen Flügel des Vogels.

Die Ursen triumphierten. Sie rissen an den Leinen und zerrten den kleinen Kerl wie einen Drachen von der Gewölbedecke herunter, in der er im Wirrwarr der Säulen und Stützpfeiler sich ein Versteck hatte suchen wollen.

Der Vogel schrie wie von Sinnen.

»Whiss… whiss…« klang es schaurig durch die Tempelhöhle. Der Vogel wandte den Kopf.

Da sah Rani Mahay, daß das Tier überhaupt keinen Schnabel hatte, was ein typisches Zeichen für einen Vogel gewesen wäre. Nur ein flaches, echsenhaftes Gesicht, das am ehesten mit dem Kopf einer Schildkröte zu vergleichen war. Die Augen waren groß, kugelrund und wirkten wie aufgesetzt in dem kleinen Gesicht, das dadurch irgendwie einen lustigen und amüsanten Ausdruck erhielt.

Das Tier hatte nicht nur Flügel, sondern auch Arme und Hände!

Rani Mahay glaubte, nicht richtig zu sehen. Das war fast ein

kleiner, geflügelter Mensch und irgendwie – der Gedanke kam ihm ganz plötzlich – erinnerte ihn dieses Wesen an das Aussehen jener, die er im Staub der Kuppelstadt durch Zufall entdeckt hatte.

Er konnte sich gut vorstellen, daß unter der grauen, lederartigen Haut und den feinen, wie mit Spinnengewebe geformten Flügeln sich ein Knochengerüst befand, das jenem ähnelte, das er in der Kuppelstadt entdeckt hatte.

»Whiss… whiss… hallo hallo!…« tönte es da wieder auf.

Rani Mahay zuckte zusammen. Da hörte er seine eigene Stimme!

Dieses »hallo hallo!« hätte ebensogut er rufen können, und es waren genau die Laute, die er vorhin ausstieß, als er sich am Eingang der Höhle befand.

Das vogelartige Geschöpf, im Vergleich zu ihm, wenn er von seiner normalen, menschlichen Größe ausging, war etwa groß wie ein Rabe.

Es imitierte seine Stimme. Nun wurde auch verständlich, weshalb die hier in der Tempelhöhle lauernden Ursen vorhin nicht nachgesehen hatten, wer der Rufer gewesen war. Sie waren der Meinung, daß nur ihr Opfer durch diesen Ruf sie hatte imitieren wollen.

Aber nun, als der kräftige, muskulöse Mann mit der prächtigen Vollglatze heranstürmte, wurden sie eines Besseren belehrt.

Drei, die gerade dabei waren, die elastische Schnur, die sich von selbst wie eine Schlange durch die Lüfte winden konnte, wieder einzudrehen, reagierten sofort.

Mahay duckte sich. Das eine Lasso zischte über ihn hinweg. Er spürte förmlich die magnetische Kraft, die von den merkwürdigen Schnüren ausging. Er konnte geschickt auch dem zweiten Lasso ausweichen, doch das dritte schaffte er nicht mehr.

Instinktiv schlug er mit dem linken Arm danach.

Rani Mahay wurde förmlich nach vorn gerissen.

Er selbst durfte das Gesetz des Handelns nicht verlieren.

So lief er in die Bewegung hinein, stoppte plötzlich und zog die Schnur, die der Urse hielt.

Der Inder drehte den Brief um, riß den Arm mit der immer noch nach oben kriechenden Schnur hoch, und schlang die Fessel um den Ursen, der, wie von einem Magnet angezogen, gegen seinen Körper klatschte.

Blitzschnell handelte der Inder.

Seine freie Rechte kam ruckartig nach vorn. Die Faust traf den Ursen genau unter dem vorgeschobenen Kinn. Der Kopf des Getroffenen flog zurück. Mit der anderen Hand wickelte Rani den Rest der Schnur um Hals, Oberarme und Brust des Mannes, der vor ihm in die Knie sackte.

Das alles war das Werk weniger Sekunden.

Die anderen Fischgesichtigen standen dabei und sahen wie gelähmt zu.

Mit scharfem Ruck zerriß Mahay die klebrige Schnur, die mit der Bewegung auf seinem Arm plötzlich aufhörte.

In dem Augenblick, als mehr als zwei Drittel der Fessel den Besitzer selbst bändigte, verlief die Bewegung an seinem Arm rückwärts.

Die klebrige Schnur wickelte sich wieder auf.

Mahay konnte sie ohne besondere Schwierigkeit einfach abschütteln.

Der Inder gönnte sich keine Verschnaufpause.

Ehe die drei anderen begriffen, wie sie reagieren sollten, hatte er das Blatt zu seinen Gunsten gewendet.

Rani Mahay wirbelte auf die beiden ihm am nächsten stehenden Ursen zu. Die zogen noch immer an den Fäden, in denen der kleine, wild um sich schlagende und mit schrillem Piepsen und Zischen schimpfende Vogel den klebrigen Schnüren zu entkommen versuchte.

Seine Bewegungen erlahmten. Die Anstrengung erschöpfte ihn aufs äußerste.

Ranis Reaktion erfolgte so schnell, daß die anderen Ursen gar nicht mehr dazu kamen, ihm irgendwie gefährlich zu werden. Mahay schlug zweimal zu. Die beiden Getroffenen sackten in die Knie und ließen ihre Schnüre los. Der letzte Urse zog es vor, trotz seiner Bewaffnung im liefen Innern der Tempelhöhle zu verschwinden. Er rannte, als ob Furien hinter ihm her wären. Dabei verfolgte ihn Mahay nicht mit einem einzigen Schritt. Der kümmerte sich um das seltsame Tier, das mit seinen Armen und Beinen wie ein Miniaturmensch wirkte und mit matten Flügelschlägen versuchte, sich vom Boden zu erheben.

Der Inder zerriß die klebrigen Schnüre und strich seine Finger am Körper der bewußtlosen Ursen ab. Dort hafteten die sich windenden Fesseln ebenso gut wie am Körper des Vogels oder an seinem Arm.

»Whiss… whiss…«, kam es aus dem schildkrötenartigen Schnabel des vogelähnlichen Wesens. Der Kleine hüpfte auf beiden Beinen und reckte die nackten Arme in die Höhe. Seine großen Augen saßen wie Kugeln in dem lustig wirkenden Gesicht. »Hallo, hallo!…«

»Hallo, hallo!« machte auch Rani Mahay. »Du heißt also Whiss?«

Es schien, als ob der Kleine seinen Retter aufmerksam mustere, um sich für alle Zeiten dessen Bild einzuprägen.

Das im Vergleich zu ihm rabengroße Geschöpf ordnete mit blitzschnellen Bewegungen die seidig schimmernden, zusammengefalteten Flügel und veränderte vor Ranis Augen sein Aussehen. Das matte, unansehnliche Grau seiner Haut, das den Körpern der Ursen und dem alten, verwitterten Gestein im Innern dieser Tempelhöhle angepaßt war, nahm eine kräftige, helle Farbe an,

die schließlich leicht nachdunkelte.

Auch die feinen Flügel zwischen seinen Schulterblättern veränderten sich.

Sie begannen zu glitzern, als ob sie mit tausend winzigen Brillanten besetzt wären. Mikroskopisch kleine Perlen reihten sich aneinander und bildeten ein sinnverwirrendes, leuchtendes Farbenmuster zwischen den dunkleren, flachen Muskelbändern.

»Hallo, hallo! – du heißt also ›Whiss…‹«, kam es aus dem Mund des rabengroßen Etwas, das weder Vogel, noch Mensch, noch Schildkröte war, aber von jedem etwas an sich hatte.

»Du kannst sprechen?« sagte Rani Mahay verwundert.

»Du kannst sprechen…«, erklang es genau im Tonfall seiner Stimme zurück.

Das war kein richtiges Sprechen. Das war ein papageienartiges Reagieren. ›Whiss‹, wie Rani Mahay im stillen das kleine Geschöpf bezeichnete, weil es der erste, deutlich erkennbare Laut gewesen war, den er von ihm gehört hatte, nahm wie ein Tonband alle Geräusche und Worte auf und konnte sie naturgetreu zurückgeben.

›Whiss‹ hüpfte von einem Bein auf das andere, schlug die kleinen Hände über dem Kopf zusammen und schien auf diese Weise die Verkrampfung seines Körpers aufzulockern.

Er schlug mehrere Male mit den kleinen, durchsichtigen Flügeln, die in ihrer Farbenpracht jeden noch so schönen Schmetterling in den Schatten stellten.

Er hüpfte wie ein Wellensittich, ohne die geringste Scheu zu zeigen, auf seine Hand. Rani erhob sich.

»Ich bin Rani«, deutete der Inder auf sich.

»Ich bin Rani«, deutete ›Whiss‹ auf sich.

»Nein – du bist Whiss. Ich bin Rani.«

Mahay schüttelte den Kopf. »Es ist umgekehrt, Whiss…«

Wenn dieses Wesen so gelehrig war und von einem Augenblick zum anderen die schwierigsten Wörter aussprechen konnte, vielleicht war er noch zu ganz anderen Reaktionen und einem anderen Lernverhalten fähig?

Mahay mußte gerade an die Kuppelstadt denken, die die Ursen durch scharfen Beschuß in Schutt und Asche gelegt hatten, und es kam ihm so vor, als ob dieses vogel-schildkröten-menschenartige Wesen in engem Zusammenhang zu jenem Volk stand, das in der Asche der Kuppelstadt zugrunde gegangen war.

Das Schwanken der Tempelhöhle erfolgte plötzlich sehr intensiv.

Mahay schien förmlich der Boden unter den Füßen weggerissen zu werden. Plötzlich blies ein scharfer Wind.

Wie ein Orkan fuhr er durch sämtliche Ritzen und Spalten und fegte zwischen den spiralförmig gedrehten Reliefsäulen durch.

›Whiss‹ rannte blitzschnell Mahays Arm empor, erreichte die Schultern und suchte verzweifelt nach einem Halt, um von dem heftigen Windstoß nicht davongeweht zu werden.

»Da kannst du lange suchen«, murmelte der Inder, als er sah, wie ›Whiss‹ mit seinen kleinen Händen in der Luft fuchtelte, auf der Suche nach einem Halt. »Da sind keine Haare, in die du dich krallen könntest. Ich bin ein außergewöhnliches Exemplar von Erdenmensch. Ich bin sozusagen ein Glatzkopf.«

›Whiss‹ wiederholte jedes einzelne Wort im Tonfall von Mahays Stimme. Dann klammerte er sich an Ranis Ohren und schmiegte sich eng an den Hals des Inders, um nicht davongeweht zu werden.

Schützend hielt Mahay seine große Hand über ›Whiss‹, deren Fläche ihn gerade bedeckte.

Der Kleine kauerte sich wohlig darunter.

»Fehlt nur noch –, daß du jetzt auch noch anfängst zu schnurren wie eine Katze«, sagte Mahay leise.

Er lief geduckt über das terrassenförmig angelegte Podest und wurde von dem Wind, der sich im Innern der Höhle drehte, förmlich hinausgetrieben wie von unsichtbaren Händen, die nach ihm stießen.

Dann wieder diese hektischen, sich überschlagenden Bewegungen, bei denen er glaubte, wie ein welkes Blatt im Wind zu flattern.

Alles grau in grau, als wäre er von dichtem Nebel umhüllt.

Diese furchtbar schnelle Bewegung… der Atem blieb ihm weg… ein Krampf lief durch seinen Körper, als ob sich tausend Haken in sein Fleisch gebohrt hätten und nun von unsichtbaren Fäden nach allen Richtungen zur gleichen Zeit davongezogen würden.

Vorhin dieses Gefühl des Schrumpfens…

… nun der Eindruck des Gedehntwerdens, als ob er wie ein mittelalterlicher Sträfling zur Folter auf das Rad geflochten wäre.

Ungeheurer Druck auf seinem Schädel…

Dann lockerte die graue Nebelwelt sich. Nicht mehr die geringsten Umrisse von den bizarren Felsenkristallhöhlen waren zu erkennen.

Eine große, helle Fläche.

Mahay klammerte sich irgendwo fest, ohne zu wissen, was es war.

Schweratmend lag der Inder auf dem Boden. Das Gefühl, nach allen Seiten gestreckt zu werden, verstärkte sich.

Brennender Schmerz durchraste die Glieder des Inders.

Er hätte aufschreien mögen. Doch er riß sich zusammen.

Die helle Fläche kam näher. Sie beugte sich über ihn.

Wie die gigantische Scheibe des Mondes, mit Spalten und Kratern, großen und dunklen Flecken, die hart in die helle Fläche gebrochen waren.

Sein Blick klärte sich.

Die Fläche über ihm war ein riesiges Gesicht. Ein Menschengesicht!

Und unter diesem Gesicht begann der Inder Rani Mahay blitzschnell zu wachsen.

*

Phil Franklin erlebte etwas, was er nie vergessen sollte.

Im nächsten Moment ging es im Innern des Klein-U-Bootes drunter und drüber.

Da waren plötzlich Menschen, die es zuvor nicht gegeben hatte.

Aus mikroskopischer Winzigkeit wuchsen sie blitzschnell zur normalen Größe heran. Im Innern der Kabine wurde es im Handumdrehen bedrückend eng.

Phil Franklins Begleiter, die noch auf der nach unten führenden Leiter standen, richteten die Waffen auf die Fremden, die das Innere der Kabine füllten.

Aber da waren nicht nur Fremde…

Die aus dem Nichts heranwuchsen, stammten von der verschollenen Besatzung des Klein-U-Bootes, und es befanden sich auch Kameraden von U 77 darunter. Doch das war noch nicht alles…

Da war ein Spanier… ein glatzköpfiger Inder… eine schwarzhaarige, junge Frau…

Die Kabine des Klein-U-Bootes wurde enger als die sprichwörtliche Enge in einer Sardinenbüchse.

Sie hatten nicht mehr alle Platz.

Franklins Befehl gellte durch das Innere des Bootes.

Daraufhin eilten seine Begleiter die Stufen empor und kullerten aus den gewaltsam aufgeschweißten Öffnungen, um Platz für die Nachdrängenden zu schaffen.

Es herrschten Aufregung und Durcheinander.

Dennoch behielt Franklin klaren Kopf, obwohl er die Vorgänge nicht begriff.

Mit scharfer Stimme nannte er die Namen jener Männer, die er kannte. Er schickte sie hinaus, ohne irgendwelche Diskussionen aufkommen zu lassen.

Er war gedrängt in die äußerste Ecke, da er ein großer, hochgewachsener Mann war, konnte er jedoch allen andern über den Kopf schauen.

Er wurde geschubst und gedrängt. Ellbogen rammten sich ihm in die Seiten. Jeder der Anwesenden bemühte sich nach Kräften, dem anderen nicht zu nahe zu kommen, um ihn nicht zu verletzen.

Doch dies war einfacher gesagt als getan. Auf engstem Raum, in dem gerade noch zehn oder zwölf Menschen sich bewegen konnten, ließ sich das für etwa dreißig Personen nicht mehr realisieren.

Es war ein Geschiebe ohnegleichen. Die verschollene und nun

wieder aufgetauchte Besatzung des Klein-U-Bootes und die Kameraden von U 77 eilten die Stiegen nach oben, um so schnell wie möglich dieser Enge zu entfliehen.

Draußen wurden sie von den Wachhabenden Franklins sofort in Empfang genommen.

Über sein Funksprechgerät gab der Commander der VICTORY genauere Hinweise, wie mit den Zurückgekehrten verfahren werden sollte.

Zunächst wurden sie alle auf einem Fleck versammelt, um sie in einem großzügigen Raum beobachten und sprechen zu können.

Woher kamen sie? Was war mit ihnen geschehen? Wieso kehrten sie jetzt im Innern des Klein-U-Bootes wieder zurück, als wäre die Zentrale zu einem Tor aus einer anderen Welt geworden.

Diese und noch mehr Fragen waren es, die wie ein Karussell in Franklins Kopf kreisten.

All die Dinge, die sich hier ereigneten, blieben auch der Kommandantur auf Hawaii nicht verborgen. Die direkte Funkschaltung machte es möglich, daß General Stuart Houseman Zeuge der eigentlichen Vorfälle auf der VICTORY wurde.

Die Mannschaft aus dem Klein-U-Boot und von U 77 wurde an einer anderen Stelle versammelt als die drei Fremden.

Mahay blieb in die äußerste Ecke gedrängt, bis ein Großteil der Männer das Innere des Bootes verlassen hatte.

Capitano Montez, Conchita Funchal und er waren die letzten, die in der Zentrale standen, von Phil Franklin wie ein Wunder aus einer fremden Welt gemustert. Der Commander der VICTORY hielt seine entsicherte Waffe auf die Fremden gerichtet.

»Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?« wollte der Amerikaner wissen. »Was hat das alles zu bedeuten? Was können Sie mir darüber erzählen?«

Er sagte es nicht unfreundlich. Dennoch klang seine Stimme hart und paßte zu der angespannten Stimmung, in der er sich befand.

Rani lächelte und blickte sich in der Runde um. »Endlich«, murmelte er erleichtert. »Wieder unter Menschen… wenn Sie mich fragen, wie das zustande gekommen ist – ich kann es Ihnen nicht im einzelnen erklären. Ich kann nur Vermutungen anstellen.«

»Und wie sehen diese Vermutungen aus, Sir?« fragte Phil Franklin.

Rani Mahay öffnete schon den Mund, um etwas zu sagen. Da trat ein Ereignis ein, das ihn davon abhielt.

Aus dem Nichts, unmittelbar neben den Instrumentenanzeigern, schälte sich eine weitere Gestalt.

Sie war grau-grünlich und mit Schuppen versehen.

Sie glänzte feucht.

Ein Urse!

Man sah förmlich, wie Franklin erstarrte. Sein Gesicht wurde fahl.

»Das ist möglicherweise ein Grund, weshalb wir verschwanden und wieder zurückkehrten«, bemerkte Rani Mahay, während er schnell den Instrumententisch passierte, um neben dem Ursen, der auf den Boden rutschte, in die Hocke zu gehen.

Bei dem Ursen handelte es sich um jenen, den er in dem riesigen U-Boot der Fischgesichtigen als Geißel mit in die Kommandozentrale des Tequosh genommen hatte, um diesen zum Auftauchen zu zwingen.

Beim Eintreffen dreier weiterer Ursen war es zum Zwischenfall gekommen, der die Verselbständigung des mikrotisierenden Lichtes auslöste.

Die von Capitano Montez bewachte Geißel wurde von den eigenen Stammesangehörigen angeschossen und brach zusammen.

Und hier – im Innern des Klein-U-Bootes – wurde der schwerverletzte Urse, wie sie, aus der Mikroweit herausgeschoben wie ein unverdaulicher Bissen.

Der Verletzte atmete kaum. Seine Wunde sah schlimm aus.

Der Inder wandte den Blick und sah Phil Franklin kurz an. »Sie haben sicher einen patenten Arzt hier an Bord. Er soll sich um ihn kümmern. Vielleicht können wir etwas für ihn tun.«

Der Urse hob die bleischweren Lider. In seinen Augen flackerte ein fiebriges Licht. Das Geschöpf aus der Mikroweit bewegte den breiten Mund und wollte etwas sagen. Doch es war zu schwach, um nur einen einzigen Laut hervorzubringen.

Der Atem des Schwerverletzten ging unregelmäßig. Der Puls war kaum fühlbar.

»Mein Name ist Rani Mahay«, stellte der Inder sich vor, ohne den Blick von dem schwerverletzten Ursen zu wenden. »In meiner Begleitung befinden sich Capitano Montez von der Polizei aus Marbella und Conchita Funchal, die von Menschen entführt und von Ursen als Werkzeug benutzt werden sollte…«

Franklin hörte die Worte wohl. Doch ihm fehlte Sinn und Zusammenhang.

»Ich glaube, Sie können mir doch mehr erzählen, als nur Vermutungen«, entgegnete Phil Franklin.

»Ich bin der Commander der VICTORY. Wir sollten uns eingehend über den Vorfall unterhalten.«

Rani Mahay nickte. »Richtig, Commander! Das werden wir auch tun. Zuerst aber kümmern wir uns hier um unseren Freund, ehe er uns unter den Händen stirbt.«

Mit diesen Worten nahm Rani auf seine beiden starken Arme den geschwächten und noch immer blutenden Ursen.

Aus der Kehle kam ein dumpfes, leises Stöhnen. Die großen Augen in dem reglosen Gesicht öffneten sich spaltbreit. Die Lippen

murmelten einige abgehackte Worte. »Fremder… warum… tust du das? Ich bin… dein Feind…«

»Auch ein Feind hat das Recht, anständig behandelt zu werden. Wir werden für dich tun, was wir können. Wir sind keine Mörder…«

*

Er stieg die Stufen nach oben.

Als er den Ausstieg erreichte, hörte er ein aufgeregtes, helles Zischen hinter sich, das ein Mittelding zwischen Quietschen und Zwitschern war.

›Whiss‹! ›Whiss‹… machte es.

Mahay wandte den Kopf.

»Da scheint noch jemand mitgekommen zu sein, Commander«, bemerkte er mit belegter Stimme. »In der Mikroweit, wo wir uns geraume Zeit aufhielten, herrschte offensichtlich eine große Verwirrung, die wir möglicherweise selbst ausgelöst haben.«

Die Blicke der Anwesenden erfaßten das Wesen, das gerufen hatte.

Es handelte sich um ein Geschöpf mit zwei stämmigen, kurzen Beinen, nackten Armen und Flügeln zwischen den Schulterblättern. Es war so groß wie ein Rabe und hockte auf einem metallverkleideten Wandvorsprung, von dem es sich in der Farbe kaum abhob.

Whiss war grau und schimmerte wie die stählerne Verkleidung.

Die ganze Zeit über mußte er sich da schon aufgehalten haben, ohne sich bemerkbar zu machen. Bei dem Übergang war er offensichtlich von Mahays Schultern geflogen, ohne daß einer der Anwesenden in der allgemeinen Verwirrung etwas bemerkt hätte.

Whiss verfügte über eine Fähigkeit, die man am ehesten bei einem irdischen Chamäleon vorfand.

Es konnte sich in der Farbe seiner Umgebung anpassen. Das hatte einen hohen Tarneffekt.

Jetzt, da er sich mitgeteilt hatte, war es nicht mehr notwendig, die Tarnung länger aufrecht zu erhalten. Er zeigte sich wieder in seinem schönsten Farbenkleid und prachtvoll leuchtenden Flügeln.

»Der kleine Kerl ist harmlos«, sagte Mahay schnell, als er Franklins Blicke sah. »Ich glaube, er hat einen Narren an mir gefressen, seitdem ich ihn aus den Händen seiner Fänger befreite…«

Whiss flog auf seine Schulter und plapperte silbengenau jedes einzelne Wort nach, das er vernommen hatte.

Auch Franklins Lachen, wie das von Capitano Montez’ und Conchita Funchal ahmte er genau nach.

Rani Mahay seufzte. »Whiss ist auch da«, meinte er, und er sagte es, als handele es sich um die größte Selbstverständlichkeit in der Welt. »Damit müssen wir uns abfinden…«

Whiss seufzte. »Whiss ist auch da… damit müssen wir uns abfinden…« Der kleine Kerl grinste über das ganze Gesicht und lehnte sich schräg gegen Rani Mahays Nacken. Dabei zog er das eine Bein an, stützte seinen Kopf mit der einen Hand ab, schloß die Augen und schien diese, für menschliche Begriffe äußerst unbequeme Stellung für sich recht bequem zu finden.

*

General Stuart Houseman in der geheimen Kommandantur auf Hawaii war über alle Vorgänge auf der VICTORY unterrichtet.

Hier waren nicht mehr nur allein natürliche und menschliche Kräfte am Werk – hier zeigten sich ganz klar übernatürliche Einflüsse.

Und dem galt es, auf die Spur zu kommen.

Houseman ordnete an, daß die Krankenstation, in der der schwerverletzte, fischgesichtige Fremde untergebracht war, strengstens bewacht wurde. Er ordnete ferner eine Verstärkung aller Wachmannschaften an und informierte persönlich die Commander der anderen an dem Geheimmanöver teilnehmenden Kriegsschiffe die Augen offen zu halten und besondere Ereignisse sofort zu melden.

Jener Inder, der mit den anderen aus dem Nichts im Bauch der VICTORY aufgetaucht war, hatte inzwischen ein erstes Gespräch mit Phil Franklin geführt.

Dabei waren die Ursen zum erstenmal für Außenstehende genau beschrieben worden, dabei war die Wirkung eines geheimnisvollen Lichts genannt worden, dem sie alle zum Opfer gefallen waren. Dieses mikrotisierende Licht mußte sich noch jetzt irgendwo in der Tiefe des Pazifiks weiterbewegen, ohne daß jemand es orten und aufhalten konnte.

Stuart Houseman, Mitte Fünfzig, von kräftiger Statur, fast weißes Haar, Nichtraucher, war ein Mann, der nicht lange fackelte. Dafür war er bekannt. Auch in den ungewöhnlichsten Situationen hatte er stets eine Lösung parat.

Doch diesmal ließ ihn seine beinahe schon sprichwörtlich gewordene Phantasie im Stich. Er konnte sich auf alles keinen Reim machen.

»Ich werde mir an Ort und Stelle selbst ein Bild von der Lage verschaffen«, teilte er seinen Vertrauten mit, die gemeinsam mit ihm das Manöver leiteten. »Dieser sprechende Fischmensch interessiert mich, und vor allem jene Leute aus Spanien, die angeblich von den Fischmenschen entführt worden sind. Das ganze hört sich an, wie eine Mischung aus Science-Fiction- und Horrorfilm, ich werde mal nachschauen, ob die auf der VICTORY noch alle Tassen im Schrank haben.«

Eine Sondermaschine des Militärs stieg von dem geheimen Ort auf und jagte über den nächtlichen Pazifik.

Nur achtunddreißig Minuten später landete das Flugzeug auf dem vorbereiteten Deck der VICTORY, auf der man eine Flugbahn freigemacht hatte, um diese Landung zu ermöglichen.

Wenige Minuten später tauchte der hochdekorierte General in der Kapitänskajüte auf, wo eine Handvoll Menschen seine Ankunft erwartete.

Unter den Anwesenden befand sich der Inder, der Kommissar aus Marbella, die junge Spanierin, der Commander von U 77 und der Erste Offizier des Klein-U-Bootes, Clark Snowdon.

Phil Franklin stellte die einzelnen Herrschaften vor.

Aus dem Mund derer, die es erlebt hatten, bekam General Houseman nur noch mal detailliert Dinge zu hören, die er nicht glauben wollte – und nun doch glauben mußte!

Da gab es sogenannte Ursen in den Weltmeeren, die auf ihre Stunde warteten, da gab es das mikrotisierende Licht, mit dem andere Ursenarmeen aus einer winzigen Welt in die Dritte Dimension herbeigeholt wurden, um die bereits hier befindlichen zu verstärken. Bei diesen »Tauschaktionen« wurden Menschen Dämonen geopfert. Diese Dämonen waren in einer mikroskopisch kleinen Welt zu Hause. Sie hatten Namen, die er nicht behalten konnte.

Und ihm wurde klar, daß dieses Ereignis eigentlich viel schlimmer und ganz anders hätte ausgehen können, als es sich ihm nun darbot.

In der Kraft des geheimnisvollen, violetten Lichts, das unkontrolliert ausgelöst worden war, wurden die Menschen mikroskopisch klein. Viele Stunden hielten sie sich in einem Kosmos auf, der ihnen vorkam wie ein Alptraum. Jeder hatte in dieser Zeit etwas erlebt, an das man sich intensiv erinnern konnte.

Mit dem Licht waren sie herausgetragen worden aus der Kabine des riesigen Ursenunterseebootes, das außer von Mahay, Capitano Montez und Conchita Funchal auch von anderen Menschen wahrgenommen worden war. Von den Besatzungsmitgliedern des U 77.

Dies alles war zu einem Zeitpunkt geschehen, als mitten im Pazifik mehrere Kriegsschiffe an einem geheimen Manöver teilnahmen und doch von den Vorgängen praktisch nichts bemerkt hatten.

Nur die Ereignisse um U 77 brachten jetzt das eine oder andere ans Tageslicht.

Die mikrotisierende Kraft war am ehesten vergleichbar mit einem riesigen Netz, das von den unterseeischen Strömen des Pazifiks mitgezogen wurde und in dessen Maschen sie sich verfangen hatten. Dies Netz hatte ihre Größe verändert, sie herausgetragen aus der stählernen Ummantelung des Ursen-U-Bootes und für sie in ihrer

Mikroform praktisch wie eine schützende Kuppel gewirkt.

Rani Mahay, Capitano Montez, Conchita Funchal und der schwerverletzte Urse waren die ersten gewesen, die von dem Mikrolicht erfaßt und aus dem Innern des großen Bootes getragen wurden. Das durch das Meer gleitende Lichtnetz geriet unabsichtlich in den Kurs von U 77, passierte dessen Wände und übte auch hier seine Kräfte aus.

Dann kam das Klein-U-Boot aus der VICTORY, um U 77 unter die Lupe zu nehmen. Das Lichtnetz war offensichtlich in einen unterseeischen Strudel geraten und passierte auch die Wände des Klein-U-Bootes.

So weit ließ sich der Vorgang rekonstruieren. Dann aber war man wieder auf Vermutungen angewiesen.

»Das Kraftfeld muß sich aus irgendeinem unerfindlichen Grund abgeschwächt haben, und alles lief wieder rückwärts«, murmelte General Houseman. Sein Gesicht war ernst, seine dunkelgrauen Augen blickten hart. »Und zwar muß sich dieser Auflösungsvorgang direkt im Innern des Klein-U-Bootes abgespielt haben. All, die in den Lichtnetzen gefangen waren, blieben im Innern des Klein-U-Bootes hängen und gewannen ihre normale Größe wieder.«

»Leider nicht alle, General«, machte Phil Franklin sich bemerkbar. »Von der Besatzung des U 77 fehlen neun Personen. Niemand weiß, wo sie geblieben sind.«

Da gab es viele Vermutungen. Rani Mahay konnte sich zum Beispiel vorstellen, daß jene neun Vermißten möglicherweise in den diffusen Tempelstätten einer mikroskopisch kleinen Welt zurückgeblieben waren. Vielleicht waren sie in diesen Tempeln – wie er – auch Ursen begegnet, die Jagd auf sie gemacht hatten und denen sie nicht entkommen konnten.

Nicht weniger schlimm war der Verdacht, daß sie vielleicht außerhalb des Klein-U-Bootes aus den Maschen des violetten Lichtnetzes herausgefallen waren und mitten im Meer der Vergrößerungsvorgang eingeleitet wurde.

Da hatten sie nicht die geringste Chance gehabt. Abgesehen, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, den Wassermassen zu entrinnen, sorgte der hier in der Tiefe befindliche Druck dafür, daß sie auf der Stelle zusammengepreßt wurden.

General Houseman betrachtete sich nicht nur den rätselhaften »Vogel«, der mit Rani Mahay den Weg in die »normale« Welt gefunden hatte, sondern ließ sich auch den schwerverletzten Ursen in der Krankenstation zeigen.

Über all diese Dinge durfte in diesem Stadium nicht das geringste an die Öffentlichkeit dringen. Da mußte man erst Genaueres in Erfahrung gebracht haben.

Houseman sah sich außerstande, die Verantwortung zu übernehmen. Da konnte nur einer eine Entscheidung treffen. Das war der Präsident.

Dann sah General Stuart Houseman zum erstenmal in seinem Leben ein Wesen, das nicht auf dieser Erde geboren war, nicht aus diesen Dimensionen stammte.

Die Brust des schweratmenden Ursen war in ihrer ganzen Breite mit einem frischen, weißen Verband abgedeckt.

»Wie sieht es aus?« wollte General Houseman von dem behandelnden Bordarzt wissen.

Der Arzt zuckte die Achseln. »Wir haben ihn operiert. Die Verletzung erwies sich als äußerst kompliziert, General. Mehrere blutführende Gefäße waren getroffen. Wir haben sie bestmöglich zusammengeflickt. Nun heißt's abwarten.«

»Nach menschlichem Ermessen hat er also eine Chance?«

»Ja, General.«

Die Worte des Doc waren kaum verklungen, als ein dumpfes Rumpeln und Grollen durch den Schiffskörper ging.

Die VICTORY schlingerte und wankte wie auf einem riesigen Wellenberg auf und nieder.

General Houseman hob die Augenbrauen. »Das ist ja ein beachtlicher Wellengang. Irgend etwas scheint mit Ihren Kreiselstabilisatoren nicht zu stimmen…«

Die anderen Worte gingen unter in dem heiseren Geräusch der aufheulenden Sirenen.

Über den Bordlautsprecher wurde Commander Phil Franklin gerufen.

»Kommen Sie schnell, Commander! Auf die Brücke! Die See spielt verrückt… Rundum steigen Lavamassen auf… Die VICTORY ist in feuriges Gestein eingehüllt!«

*

Der Schweiß lief ihm aus allen Poren.

Die Hitze rundum wurde unerträglich und das Atmen zur Qual.

Björn Hellmark befand sich noch immer an der bizarren Reliefsäule, die inmitten glutflüssigen Gesteins immer weiter in tiefrotes Meer driftete.

Schon konnte er die Bucht nicht mehr sehen, nicht mehr die Umrisse des Tempels.

Hellmark riß verzweifelt an seinen Fesseln. Er war allein auf sich selbst gestellt. Er kam sich vor wie der einzige und letzte Mensch auf der Erde.

Um ihn herum gurgelte und sprudelte es. Heiße Feuerfontänen

stiegen kerzengerade in den Himmel. Feurige Blasen platzten auf und erhärteten in der Bewegung. Die Glut wurde dicker, hellflüssiger.

Ein Kontinent im Urzustand!

Mitten zwischen dem dickflüssigen Brei schwammen riesige Brocken zerstörter Gebäude, verfallener Türme, zerbrochener Säulen.

Die riesigen Gesteinsbrocken, die sichtbar von Menschenhand bearbeitet worden waren, schoben sich, wie von unsichtbaren Händen nach oben gedrückt, aus dem Glutsee.

Da gab es ringsum kein Wasser mehr.

Nur noch feurige, sich verhärtende Lava.

Björn Hellmark wußte selbst nicht, was ihn dazu trieb, in dieser hoffnungslosen Situation doch noch alle Kräfte einzusetzen, um die Fesseln zu sprengen.

Mit seinem ganzen Körpergewicht hing er daran. Immer wieder rieb er sie an dem rauhen, kantigen Gestein. Und dann schaffte er es!

Durch den Druck nach vorn fiel er beinahe in das glühende Meer zwischen die gewaltigen Brocken, die die Reste einer großen Kultur hinwegschwemmten.

Schweratmend ging Björn in die Hocke. Mit zitternden Fingern und von namenlosen Grauen erfüllt gelang es ihm ohne besondere Schwierigkeit, auch die Fußfessel noch zu lösen.

Er umklammerte das wankende, kantige Gestein und starrte hinaus in die unwirkliche, bedrohliche Welt.

Der Himmel hing voll schwarzer Wolken, das Feuermeer dampfte und rauchte, die untergehende Stadt wurde mit der Strömung irgendwo hingetrieben.

Aber diese Strömung war langsamer geworden…

Der dickflüssige Brei stand fast, und die Oberfläche erkaltete schnell. Das eben noch glühende Rot zeigte sich in dunklerer Farbe.

Gesteinsbrocken und Gebäudeteile, die wie Schollen in dem Glutmeer geschwommen waren, hatten sich auf rätselhafte Weise wie die Teile eines Puzzles zusammengefunden und bildeten nun wieder ganze Säulen, ganze Türme, ganze Mauern und wuchtige, zyklopenhafte Gebäude.

Björn Hellmark schluckte.

»Xantilon«, entrann es seinen Lippen. »Der Augenblick des Untergangs verkehrt sich, und die Zeit läuft rückwärts, die Insel, jener Urkontinent der Rasse, deren Blut in meinen Adern fließt, entsteht wie ein Phönix neu’ aus der Asche.«

Die Säule, an die er sich klammerte, wankte nicht mehr so heftig. Der Sockel darunter richtete sich auf, das totenähnliche Gebilde ragte steil und kerzengerade in den Himmel.

Da sah er unweit von sich in den erhärteten Lavamassen eine ähnliche Säule, die nur zwei Schritte von ihm entfernt von der

Strömung unter der Oberfläche noch mitgerissen wurde.

An diese Säule war ebenfalls jemand gefesselt!

Es war eine Frau, an schweren Ketten an den steinernen Pfahl geschmiedet.

Mit dem Gesicht zur Säule hockte sie auf dem scharfkantigen Sockel.

Das lange Haar berührte ihre Schultern. Bis auf einen goldfarbenen Slip war die Fremde nackt.

Noch etwas Besonderes zeichnete sie aus:

Der Körper war nicht hautfarben.

Ihr Leib war lindgrün, und zartviolette Schatten spielten wie die Reste eines vergehenden Regenbogens auf ihren Armen, Schultern und Hüften.

Hatte Sequus – außer ihm – noch einen weiteren Feind auf diese unheimliche Weise beseitigen wollen?

Es blieb ihm keine Zeit, sich weitere Gedanken über dieses Phänomen zu machen.

Da war etwas anderes, das ihn aufs höchste entsetzte.

Er spürte eine plötzliche Kälte von seinen Zehen in seine Beine steigen.

Das irritierte ihn.

Die Luft rundum war noch heiß und stickig. Das Gestein unter ihm konnte doch nicht innerhalb weniger Augenblicke so stark abkühlen, daß er es nun schon wieder als Kälte empfand?

Der Kälte folgte die Gefühllosigkeit, als ob ihm die Zehen abstürben.

Kalt und leblos wie Stein – dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Panik erfaßte sein Herz. In diesem Augenblick, da ein Teil des alten Xantilon mit dem Wiederauftauchen des dritten Reiters der Apokalypta aus der Asche neu entstanden war, sollte sich auch sein Schicksal durch magische Gewalt erfüllen.

Die Dämonen kannten viele Mittel und Wege einen ihnen unliebsamen Widersacher auszuschalten.

Jetzt begriff er den Sinn dieses mit magischen Szenen geradezu überwucherten steinernen Totempfahls. Die Kräfte, die in jenem Teil Xantilons zu Hause waren, den Molochos und seine Vertrauten zu ihrer Welt machten, erholten sich…

Der Film der Ereignisse spulte sich rückwärts ab!

Der Untergang vor zwanzigtausend Jahren – war der Anfang von heute.

Die Falle des Sequus’ war perfekt.

Hier in dieser wilden, trostlosen Welt hatte er keine Chance mehr.

Oder doch?

Er handelte, ohne lange zu überlegen. Er mußte alles riskieren. Zu

verlieren gab es nichts mehr.

Hellmark sprang. Hinüber auf den anderen Sockel mit dem totemartigen Gebilde. Er umklammerte die Säule.

Die fremde Frau mit der seltsamen Haut wandte den Kopf. Sie hatte ein ebenmäßiges, wunderschön geschnittenes Gesicht, eine gerade Nase, sanft geschwungene, sinnliche Lippen. Die Augen waren groß und mandelförmig.

Sie blickte Hellmark erschöpft an. »Helfen Sie mir… bitte…«, zart und matt erklang ihre Stimme. »Die Zeit drängt… wir haben sonst keine Chance mehr… wir werden sonst… wie die, deren Bilder wir als Reliefs vor Augen haben…«

Eine Waffe dämonischen Geistes! Dämonen machten oft Fleisch und Blut zu Stein…

Björn spürte seine Füße schwer und bleiern. Die Kälte, die in seinen Körper stieg, ließ ihn frösteln.

In der nächsten Sekunde konnten auch ihre Körper versteinern.

Nur das nicht!

Er umfaßte mit beiden Händen die geschmiedeten Ketten und legte seine ganze Kraft in den Versuch, sie auf Anhieb zu zerreißen. In der Todesangst entwickelte er Kräfte, die er anders nicht hätte mobilisieren können.

Die Glieder verbogen sich. Er konnte eines aus dem Verband der anderen lösen. Rasselnd glitten die Ketten an dem reliefartigen Pfahl ab. Die Fremde wäre vom Sockel gerutscht, hätte Hellmark sie nicht aufgefangen.

»Fliehen! Wir müssen fliehen«, stieß sie hervor. »Weg von diesem Sockel… mein Körper wird schon kalt wie Stein.«

Was für eine Situation!

Hier auf dem Sockel erwartete sie die Versteinerung, zwei Schritte weiter glutflüssiges Magma, das von einer hauchdünnen Haut fest werdender Erde überzogen wurde.

Doch in dem erkaltenden Lavasee gab es vielleicht doch eine Chance. In Form jener Brocken, die sich nicht zu Säulen, Türmen oder Mauern mehr zusammengesetzt hatten.

Björn riß die kraftlose Frau empor und sprang dann zwei Schritte weiter. Er landete auf einem massigen, unbehauenen Quader, der schräg angekippt im Boden lag.

Selbst unter der Wucht des Aufsprungs gab der Stein nicht nach. Das konnte nur bedeuten, daß der Untergrund sich inzwischen weiter verfestigt hatte.

Erleichtert nahm er wahr, daß das Gefühl der Kälte und der Taubheit schwand. Es war gerade noch mal gut gegangen.

Die fremde Frau mit der lindgrünen, violett gefleckten Haut schlang die Arme um seinen Hals.

Er spürte das Gewicht der kalten Ketten auf seinen Schulterblättern und seiner Brust.

Die geschmiedeten Kettenglieder hingen an breiten, eisernen Manschetten, die um die Armgelenke der Unbekannten gestülpt worden waren.

»Danke! Sie kamen im letzten Augenblick, vor der Erde brauchen wir uns nicht zu fürchten.«

»Wer sind Sie?« fragte Björn.

»Soomyana… und wie… heißen Sie?«

»Björn.«

Er erhob sich. Vorsichtig stellte er einen Faß unterhalb des Quaders. Der Untergrund war fest und warm. Ein leises Vibrieren lief durch ihn hindurch. Dies; war auf die Aktivität der noch glutflüssigen Magmaströme unter der erkalteten Haut zurückzuführen.

Gewaltig und düster breitete sich die massige Stadt aus, die mit ihren Türmen und Säulen, mit ihren Mauern und labyrinthähnlichen Gassen und Schächten bedrohlich und unheimlich wirkte.

Der Blick nach links führte hinaus in das offene, hügelige Land, das in der Ferne flacher wurde und zum Meer hin abfiel.

Die schwarzen Wolken am Himmel verzogen sich.

Unweit des Firmaments nahm Björn mehrere große Krater wahr, um die feuriger Schein spielte und aus deren Innern heißer Dampf emporstieg.

Die Atmosphäre war anders… der Himmel, der in der Ferne mehr zu ahnen denn zu sehen war, wirkte so irdisch. Nur wer andere Himmel geschaut hatte, dem wurde der Unterschied bewußt.

Euch Soomyana erhob sich von dem großen Krater und stellte sich furchtlos auf den noch wankenden, warmen Untergrund.

Die Frau ging auf Hellmark zu und blickte ihn aus großen, dunklen Augen an. Unergründlich dieser Blick, rätselhaft das Lächeln.

»Ich werde dir, Björn, was du getan hast, nie vergessen. Deinen Namen werde ich mir merken… und du solltest den Namen Soomyana gut in deinem Gedächtnis bewahren.«

Noch während sie sprach, veränderte sich der Ausdruck ihrer Augen. Hellmark hatte plötzlich das Gefühl, als würde die Fremde durch ihn hindurchblicken. Sie schaute in eine imaginäre Ferne, und ihre Gedanken waren weit weg.

Da zerflossen die Umrisse ihres Körpers, die Struktur wurde dünner. Sie wurde zu einem Nebelhauch, der verschwand. Dann war die Stelle vor ihm leer.

Es schien, als wäre Soomyana nie gewesen.

*

Auf der VICTORY war der Teufel los.

Es schien, als ob jemand mit einem gigantischen Hammer gegen das fünfundzwanzigtausend Tonnen schwere Schiff schlüge.

Ein Dröhnen ging durch den Schiffsleib. Ein häßliches Ächzen erfüllte die Luft und ging in ein wimmerndes Crescendo über.

»'raus hier!« brüllte Commander Franklin.

Das Krachen und Bersten schluckte die anderen Worte, die er noch rief.

Die VICTORY war aufgelaufen!

Sie brach in der Mitte auseinander. In der nächsten Sekunde schoß die Flutwelle in den Bauch des Schiffes.

Befehle über Lautsprecher und Funk waren jetzt nur noch möglich. Was in Tausenden von Trainingsstunden für den Notfall geübt worden war, nun wurde es bittere Wirklichkeit.

Es galt, Hunderte von Menschen innerhalb weniger Sekunden in Sicherheit zu bringen.

Das Schicksal aber entwickelte seine eigenen Gesetze.

Das Flugdeck der VICTORY war nicht mehr benutzbar. Die Düsenjäger lösten sich aus ihren Halterungen und klatschten in die aufgewühlte See. Doch da, wo es eigentlich nur Wasser hätte geben dürfen, befand sich noch eine andere, weitaus gefährlichere Substanz.

Eine rote, dickflüssige Brühe schwappte krachend gegen das havarierte Schiff.

Alles schrie und lief durcheinander.

Wasser mischte sich mit Lava. Die Luft rundum schien dem Vorraum der Hölle zu entweichen.

Menschen wurden von Flutwellen wie lästige Insekten über Bord gespült. Solange sie noch ins Wasser getragen wurden, verlief das glimpflich, weil die meisten inzwischen ihre Schwimmwesten trugen. Hoffnungslos wurde die Lage für diejenigen, die auf die Lavaschollen trafen.

Ratterndes Motorgeräusch!

Einigen Helikoptern war es gelungen, das auseinanderbrechende Schiff rechtzeitig zu verlassen.

Wie überdimensionale Hornissen schwebten die Maschinen über der schräg liegenden VICTORY und wurden zu wirkungsvollen Rettungsgeraten.

Strickleitern sanken herab. Verzweifelte Menschen krallten sich hinein und zogen sich nach oben. Die Verletzten erhielten Hilfe durch die Kameraden.

Rani Mahay erreichte das Oberdeck.

An seiner Seite liefen Conchita Funchal und Capitano Montez. Die drei Menschen blieben zusammen, als gäbe es eine stillschweigende Übereinkunft zwischen ihnen.

Der Inder dachte mit keinem einzigen Gedanken an den kleinen ›Vogel‹, der auf seiner Schulter hockte und sich dort verzweifelt mit Händen und Füßen festkrallte. Er fürchtete, durch den raschen Lauf seines ›Trägers‹ herabgeschleudert zu werden.

Mit seinen überdimensionalen, hervorquellenden und runden Augen beobachtete das kleine Geschöpf alle die Dinge, die um es herum vorgingen.

Mit schreckgeweiteten Augen starrte die junge Spanierein über die Reling. Ein dicker, schmatzender Brei klatschte gegen die Schiffswand. In der Luft und auf dem Meer herrschte ein gespenstisches, rot glühendes Licht.

Ein schaurig-schöner Anblick!

Ein Ruck ging durch das Kriegsschiff, als ob es sich wie ein erwachendes Ungeheuer schütteln würde.

Conchita rutschte ab, als der Schiffsleib sich weiter auf die Seite neigte.

Mahay konnte nicht schnell genug nach der Gefährdeten greifen. Er verlor selbst den Boden unter den Füßen.

Conchita warf schreiend die Arme empor.

Sie versuchte noch, einen Halt zu finden, griff aber ins Leere.

Neue Lavaschollen drückten von unten her gegen das Schiff, drangen ein in die Risse und ließen den Bug der VICTORY zu zwei Hälften werden.

Risse verbreiteten sich. Spannung entstand, die sich in dem knirschend aufreißenden Metall entlud.

Die Reling barst auseinander. An mehreren Stellen gleichzeitig brach der schützende Rand nach außen.

Mehrere Menschen wurden ins Meer und den Lavastrom gespült.

Die Schreie der Sterbenden mischten sich mit dem Rauschen und Dröhnen in der Luft.

Auch Conchita Funchal flog durch einen solchen Spalt!

Dabei hatte sie Glück im Unglück.

Ihr Kleid fing sich in einem verwinkelten, verbogenen Eisen. Daran blieb sie hängen. Schreiend schwebte sie über dem schäumenden, mit Glut vermischten Wasser.

Rani Mahay und Capitano Montez war es gelungen, sich an der nach außen brechenden Reling festzuklammern. Sie sahen die verzweifelten Anstrengungen Conchitas, wieder hinter die schützende Reling zu kommen.

Durch ihre heftigen Bewegungen wurde der Riß in ihrem Kleid noch größer. Ihr eigenes Körpergewicht zog sie in die Tiefe.

Da stieß Rani Mahay sich ab, ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben.

Mit gewaltigem Sprung überwand er die in der Reling entstandene

›Schlucht‹ und erreichte die andere Seite. Sich mit der einen Hand am Eisen festhaltend, reichte er mit der anderen so weit nach außen, daß die Spanierin seine Finger greifen konnte.

Die wild schaukelnde und schlingernde Bewegung des Schiffes war nicht dazu angetan, diese Rettungsaktion schnell zu erledigen.

Fünf Minuten brauchte Mahay, ehe er Conchita so weit nach vorn ziehen konnte, daß sie wieder festen Boden unter ihren Füßen fand. Fünf Minuten, die ihnen beiden vorkamen wie eine Ewigkeit.

Auf der VICTORY war nach dem ersten Schreck wieder diszipliniertes Verhalten eingekehrt. Es stellte sich heraus, daß die gewaltigen Lavaschollen das Kriegsschiff nicht völlig eingekreist hatten, sondern nach einer Seite hin -Richtung Westen – in Bewegung geraten waren.

Es zeigte sich, daß das, was die Männer in vielen Übungsstunden gelernt hatten, nun in der Gefahr zum Tragen kam. Durch Disziplin und Überlegung wurden viele Leben gerettet.

Die ersten Rettungsboote wurden herabgelassen. Von der Heckseite her war dies ohne weiteres möglich.

Die Aktionen wurden koordiniert.

Innerhalb weniger Minuten befanden sich schon zehn Rettungsboote im Wasser, schwirrten fünf Helikopter in der Luft, und die Männer, die Überblick gewonnen hatten, taten ihr Möglichstes.

Conchita und Capitano Montez wurden in eines der Rettungsboote gehievt.

Rani Mahay stieg über eine Strickleiter in einen Helikopter, von denen jeder rund 30 Mann Besatzung aufnehmen konnte.

Aus luftiger Höhe sahen die Bilder noch furchterregender aus.

Da lag die zerbrochene VICTORY zwischen gischtigem Wasser, glutflüssige Lavaschollen vernichteten Geräte und private Utensilien der Soldaten, die bis auf den letzten Platz gefüllten Rettungsboote entfernten sich rasch vom Ort des Grauens. Erschöpft, mit Schwimmwesten versehen, nickten die Männer in den Booten und starrten mit leeren Augen in die gespenstische Nacht.

Aus der Höhe nahm Rani Mahay die drei riesigen Vulkankegel wahr, die wie Pilze aus dem aufgewühlten Wasser brachen, eine riesige Flutwelle verursachten und flammenden Widerschein in den Himmel schickten.

Von Bord des Helikopters aus, der über den Kratern kreiste, hatte man einen vortrefflichen Blick in das Innere der Vulkane.

Der Inder glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Nur für den Bruchteil weniger Sekunden nahm er in dem roten, brodelnden Brei aufsteigende Säulen, Mauern, Wände und Türme wahr, die eine bizarre und unheimliche Stadt bildeten. Eine Stadt mitten im Vulkan?

Dann versanken die Berge wieder, als wären sie nie gewesen.

Dies war der Augenblick, als auf der Nordspitze des wiederaufgetauchten Xantilon Soomyana aus Hellmarks Blickfeld entschwand.

*

Die Rettungsaktion lief auf vollen Touren.

Hilfe kam auch von den unweit gelegenen und alarmierten anderen Kriegsschiffen. Wasserflugzeuge und Helikopter wurden eingesetzt.

Noch in dieser Stunde erfuhr der Präsident von den ungeheuerlichen Vorfällen, die sich mitten im Pazifik abspielten.

Von den Flächen glutflüssiger Lava und den Vulkankegeln war nichts mehr zu sehen.

Der Spuk war vorüber. Die in drei Teile zerbrochene VICTORY zeugte als letzter Rest von den unheimlichen Vorgängen. Dann versanken auch die Überbleibsel.

Die Geretteten wurden auf verschiedenen Schiffen untergebracht.

Conchita Funchal, Capitano Montez und Rani Mahay kamen zusammen. Es war gleichzeitig auch ein Abschied.

»Nun sind wir doch schneller wieder zurückgekommen, als wir hoffen durften«, meinte der Inder. »Sie werden endlich nach Hause zurückkehren können – wie ich. Versuchen Sie am besten ganz schnell das zu vergessen, was Sie erlebt haben!«

»Man sollte einiges vergessen, wenn es möglich ist«, entgegnete die Spanierin. »Aber alles? Warum? Sie haben viel für mich getan, Rani. Das werde ich Ihnen nie vergessen.«

Ehe der riesige Inder sich versah, stellte Conchita sich auf die Fußspitzen und preßte ihre Lippen auf den Mund des Mannes, der ihr dreimal das Leben gerettet hatte. Zärtlich löste sie ihren Mund von dem seinen. »Ich würde mich freuen, wenn sich unsere Wege unter anderen Voraussetzungen mal wieder kreuzten.«

»Ich habe bestimmt bald die Gelegenheit, in Marbella zu sein, Conchita.« Er lächelte. »Die nächste Zeit habe ich oft dort zu tun. Capitano Montez hat da noch ein längeres Gespräch mit mir zu Protokoll zu nehmen. Die Bürokratie muß doch zu ihrem Recht kommen.«

Im Gespräch mit General Stuart Houseman wenig später erfuhr der Inder, daß das Gebiet inzwischen zum militärischen Sperrbezirk erklärt worden war. Außer einem winzigen Eiland war eine größere Erdmasse geortet worden, die eine recht umfangreiche Insel zu sein schien und von der man nicht das geringste wußte. In keiner noch so genauen Seekarte war die verzeichnet.

Unweit der Position, in der *sie* sich befanden, lag Marlos, die unsichtbare Insel. Die war von den Schiffen aus nicht wahrnehmbar und nicht zu orten.

Rani zog es nach Marlos.

Dort war er zu Hause, das war seine Heimat.

Er brauchte nur in dem allgemeinen Durcheinander hier auf dem Schiff unterzutauchen, dann an Marlos zu denken und schon war er nicht mehr da.

*

Staunend standen sie vor einer Welt, die niemand von ihnen hier unten erwartet hätte.

Niemand?

Doch Carminia Brado, die als Loana von diesem Ort unterrichtet war!

»Dies sind die magischen Gärten des Hestus, Pepe«, sagte sie mit leiser, belegter Stimme.

Die Brasilianerin war überwältigt von dem Eindruck, den sie hier vorfand.

Alles war so, wie sie es kannte. Der parkähnliche, gepflegte Garten breitete sich vor ihnen aus und schien grenzenlos zu sein.

Zwischen den niedrig blühenden Stauden und Blumenbeeten schwebten riesige, seifenblasenähnliche Gebilde, die in allen Farben des Spektrums schillerten.

Diese hauchdünnen, viele Meter hohen Blasen bewahrten lebende Bilder, die klar und deutlich im Innern zu erkennen waren: Dreidimensionale Darstellungen von Ereignissen, die irgendwann und irgendwo mal für Kh'or Shan Bedeutung gehabt hatten.

Carminia und Pepe erblickten in den Blasen schöne Menschen, die glücklich und zufrieden wirkten. Bilder aus einem Paradies. Die Kleidung, die sie trugen, paßte am ehesten zu jener, die einst die alten Römer und Griechen kannten. Die jungen Männer waren stolz und freundlich, von kräftiger Gestalt. Die Frauen zierlich und schlank, eingehüllt in lange, halbdurchsichtige Gewänder. Die Hautfarbe der Schönen und der Männer variierte. Vom hellen Weiß bis zum dunkelsten Braun.

Viele Völker verschiedener Herkunft schienen einst hier unten in den Gärten in Frieden und Harmonie miteinander gelebt zu haben.

Die Vielfalt der Eindrücke war so stark, daß es unmöglich war, alles an sich aufzunehmen.

Carminia und Pepe wußten nicht, wohin sie zuerst schauen sollten.

Schweigend und wie hypnotisiert durchwanderten sie die breiten, gepflegten Wege, die aus einem weißen, sandigen Untergrund

bestanden, der leise unter ihren Füßen knirschte, aber nicht nachgab.

Die Luft war mild.

Verborgen zwischen hohen Stauden und rankenden Blütengewächsen entdeckten sie Pavillons und keine, anheimelnde Tempel. Alles war leer und verlassen. Hier fehlten die ehemaligen Bewohner.

Nur noch die Erinnerung war erhalten. Die war eingefangen in den gewaltigen, lautlos dahinschwebenden Blasen.

Es gab Teiche und Tümpel, sanft geschwungene, wie aus Elfenbein gemeißelte Brücken, die über leise gurgelnde Bäche führten.

Über eine dieser Brücken gingen sie.

Sie mündete genau in einen Tempel, der von mehreren undurchsichtigen, großen ›Seifenblasen‹ flankiert wurde.

»Ein Meditationstempel' des Hestus'«, entrann es Carminias Lippen.

Sieben schmale Stufen aus reinem, blinkendem Gold, führten in das Innere. Und sieben Blasen waren es, die diesen Ort schier zu erdrücken schienen.

Eigenartig! Es hatte die Brasilianerin förmlich hierher gezogen. Warum?

Sie setzte ihren Fuß auf die erste Goldstufe.

Da wußte Carminia es wieder.

Eines der sieben blasenähnlichen Gebilde leuchtete auf, als würde es von innen her angestrahlt. Die ›Blase‹ zeigte keine Szene aus dem Alltag eines glücklichen Volkes – sie hing wie ein großer, aufgeblähter Mond direkt über ihr und wurde' zu einem riesigen Gesicht.

Das Gesicht – eines der Hauptdämonen!

Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen.

»Shab-Sodd!« entfuhr es ihr.

Als ob sie einen Stoß in den Rücken erhielte, lief sie rasch eine Stufe nach der anderen nach oben. Mit jeder Treppe, die sie mit ihren Füßen berührte, wurde eine der ›Seifenblasen‹ lebendig.

Es waren die Abbilder der sieben Hauptdämonen, die unter Rha-Ta-N'mys Herrschaft ein Heer grausiger Gestalten und finsterer Mächte befehligten.

»Mandragora… Sequus… Phantoma… Ustur… Apokalypta… Myriadus, der Tausendfältige«, sie kannte die Namen all der Gesichter, die wie riesige Monde 'über und um den Tempel schwebten.

In den magischen Gärten des Hestus' waren die wahren Gesichter der Erzfeinde Hellmarks aufgezeigt. Hier wurde Carminia zum erstenmal klar, welche Bedeutung diese sieben Hauptdämonen für das Schicksal des Mannes hatten, den sie liebte.

Grausige, finstere Gesichter, schön, verführerische, zu den letzteren zählte Mandragora, Phantoma und vor allem Apokalypta. Die Schönheit dieser Frau war mit Worten nicht zu beschreiben und

faszinierte selbst sie.

Was für eine Haut! Die schwarzen, seidig schimmernden Haare, die sinnlich geschwungenen, verführerischen Lippen, die großen, mandelförmigen Augen.

Eine Frau, mit der Schönheit einer Göttin, nicht einer Dämonin.

Ein seltsam farbiger Schimmer lag auf diesem Gesicht. Es wirkte lindgrün und zeigte hellviolette Schatten, als ob ein Regenbogen über das Antlitz dieser Dämonin wandere.

Carminia Brado hielt den Atem an.

Björn mußte so schnell wie möglich von den Dingen erfahren, die sich hier zeigten, die sie entdeckt hatte.

*

Hellmarks Auge schweifte ein letztes Mal über die neue, trostlose Landschaft.

Er heftete seinen Blick weit in die Ferne, zum Firmament, dort zeigten sich winzige, leuchtende Punkte.

Wie die Positionslichter von Schiffen.

Dieser Gedanke erregte ihn.

Konnte es sein, daß der Zipfel Xantilons, den Sequus angekündigt hatte, in der Welt der dritten und nicht in dervierten Dimension entstanden war?!

Dann bedeutete das, daß er nicht mehr länger unter den seltsamen Umweltbedingungen stand, die von Kh’or Shan ausgingen.

Er machte die Probe aufs Exempel.

Er dachte an Macabros. Und Macabros, sein Doppelkörper, entstand!

Der Kontakt zwischen ihnen war nur flüchtig. Doch er genügte, um den Gedanken in die Tat umzusetzen, den er in dieser Sekunde dachte. Ein kurzer Abstecher nach Marlos, der Welt des Friedens und der Sicherheit, um die dort Zurückgebliebenen zu informieren.

Seine Umgebung verschwamm.

*

Und erstand neu.

Strahlend blauer Himmel! Palmen, deren Wipfel sich sanft im Wind wiegten. Weißer Sand. Wellen, die seicht am Ufer ausliefen.

Marlos, die unsichtbare Insel.

Der Strand – menschenleer.

Nein!

Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand jemand. Rani Mahay, sein Freund!

Auch er abgekämpft, erschöpft…

»Du siehst auch nicht geradeso aus, als ob du nach einem Urlaub hier eintriffst«, sagte der Inder, als er Björn erblickte.

»Ich glaube, wir beide haben uns viel zu erzählen…«

Und so war es in der Tat!

Rani Mahay unterbrach den Freund mit keiner einzigen Frage, als der von seinen Abenteuern berichtete. Auch Hellmark schwieg, als er von Rani erfuhr, was sich in der Zwischenzeit alles ereignet hatte, nachdem er in Marbella auftauchte…

Professor Merthus tot! Ein Opfer seiner eigenen Unzulänglichkeit und der Dämonen.

Mit dem Wiedererscheinen Kh'or Shans hatte sich viel verändert. Mit dem eines Teils der Insel Xantilon würde noch mehr über die Weltbühne gehen…

Hier auf Marlos trafen sie nur Jim, den Guuf an.

Camilla Davies und Alan Kennan hielten sich irgendwo in der Welt auf, um nach Gleichgesinnten zu suchen.

Björn fuhr sich durch die Haare. Er blickte weit über das Meer. In der Ferne sah er die winzigen Silhouetten der Schiffe, die dort einen Konvoi bildeten.

Hellmark legte den Arm um Jim. »Unser Besuch ist nur eine Episode. Wir müssen noch mal weg und dich allein zurücklassen. Ich tue es nicht gern. Aber jemand muß da sein, wenn Camilla und Alan kommen, um sie von dem zu unterrichten, was du eben durch uns erfahren hast.«

»Und was hast du vor, Björn?« wollte der junge Kugelkopf wissen.

»Da sind Carminia und Pepe, die muß ich zuerst und so schnell wie möglich aus ihrem Versteck holen. In der Tempelhalle des Sequus' ist mein Schwert zurückgeblieben, und dann ist ja noch der Thron mit den restlichen vier Siegeln, die nicht erbrochen werden dürfen. Rani und ich werden gemeinsam den Versuch unternehmen, Sequus den Thron zu stehlen und zu verhindern, daß alle sieben Reiter der Apokalypta ihren Todesritt beginnen können.«

Er atmete tief durch und fuhr dann fort. »Das Auftauchen Xantilons hat nun zur Folge, daß auch die Welt Stellung nehmen muß. Diese riesige Insel, zu der sich offensichtlich der Konvoi hinbewegt, ist für alle sichtbar geworden. Ob das ein Vorteil oder ein Nachteil für uns ist – wird erst die nahe Zukunft zeigen…«

*

»Vorteil oder Nachteil?« echote Whiss auf Rani Mahays Schulter. Der Kleine schüttelte den Schildkrötenkopf und spreizte seine buntschillernden Flügel. »Der eine findet eine Frau…« spielte er mit

seiner hellen Stimme auf eine diesbezügliche Bemerkung Hellmarks an, der von Soomyana gesprochen hatte. »Der andere einen Vogel… so hat jeder etwas, worüber er sich freuen kann…«

Der Koloß von Bhutan hob erstaunt die Augenbrauen. Er hatte es geahnt. In dem kleinen, rabengroßen Kerl steckte mehr, als der erste Eindruck vermuten ließ. Er lernte schnell. Jetzt hatte er schon selbständige Gedanken entwickelt und Wörter gebraucht, die nicht mehr nur reine ›Tonbandaufnahme‹ wiedergaben.

Die Freunde lächelten.

Den wahren Sinn, den wahren Ernst der Dinge jedoch, der hinter allem steckte, den konnte Whiss noch nicht begreifen…

ENDE